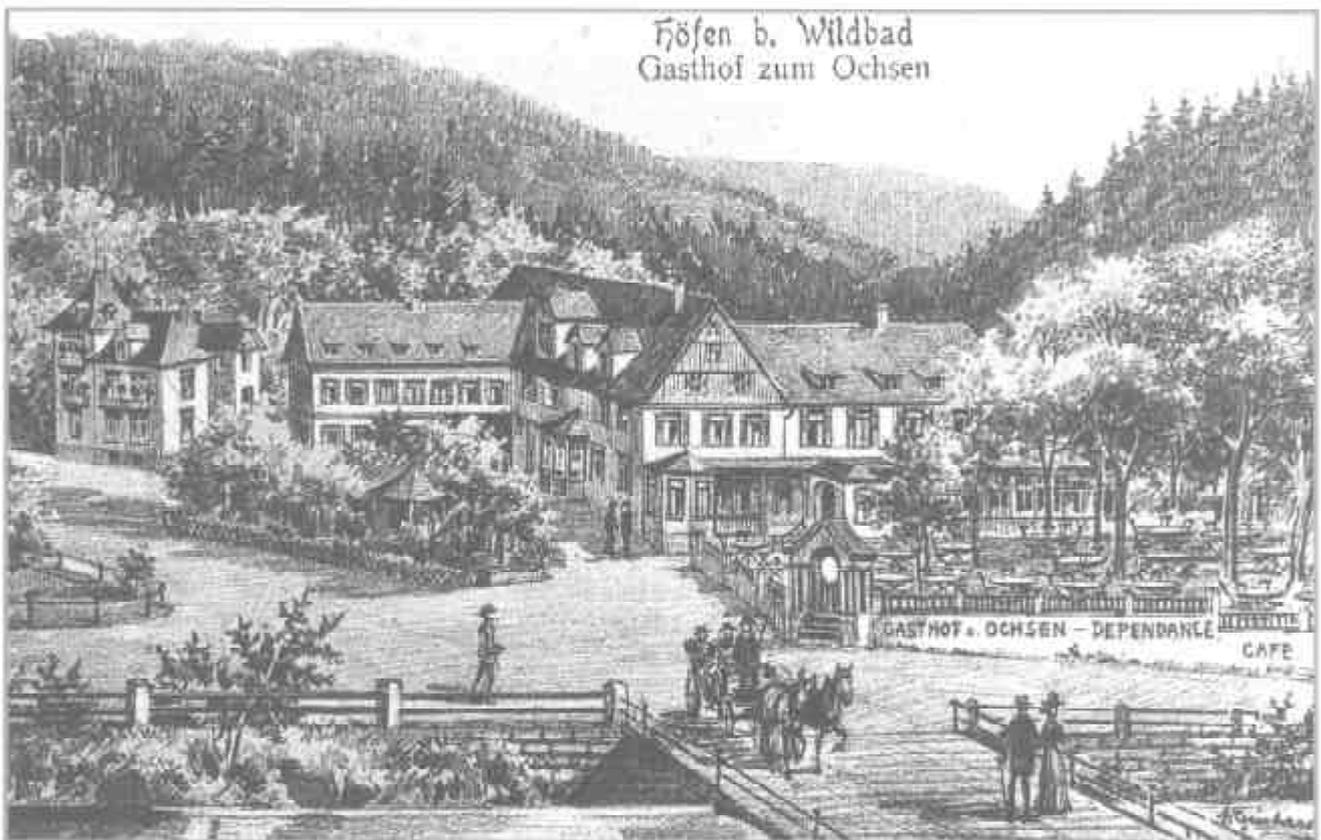


Sinft & Heute

Beiträge aus dem Heimat- und Geschichtsverein Landkreis Calw e.V.



Heft 7 1996

Sinft & Heute

Herausgeber:
Heimat- und Geschichtsverein Calw e.V.

Redaktion:
Hermann Scheurer

Inhalt

Zum Geleit	6
Hans Geiler, Neuenbürg - Dennach Die (Aus-) Nutzung des Eyachtales	7
Kurt Neuweiler, Höfen Höfener Wirtshäuser in Vergangenheit und Gegenwart	13
Fritz Barth, Bad Wildbad - Calmbach Mut in der NS-Zeit Eine Episode, die sich nach 50 Jahren endlich aufgeklärt hat.	17
Jürgen Rauser, Calw Flüchtlingslos im „Hinterland“ 1914 - 1918 Elsässer im Bezirk Calw 1919 - 1924 Reminiszenen an eine Elsaßreise im Jahre 1923	19
Fritz Mutterer, Neubulach Ein Irrtum der Oberamtsbeschreibung Calw - Über den angeblich abgegangenen Ort „Wöllhausen“ bei Neubulach -	23
Karl-Heinz Schorp, Gechingen Gechingen einst - in der schriftlosen Vorzeit	29
Hermann Scheurer, Nagold Kriegsgefangenschicksale 1945 in Nagold.	36
Alfred Bott, Rohrdorf Die Rohrdorfer Armut im letzten Jahrhundert und die Entstehung von Fabriken	40
Anhang Buchbesprechungen	46

das Titelbild zeigt den Gasthof »Zum Ochsen« in Höfen um 1890

Zum Geleit

Das siebte Jahresheft des Kreisgeschichtsvereins Calw erscheint diesmal pünktlich zum zehnjährigen Bestehen unserer Institution.

Wiederum haben motivierte Mitglieder keine Mühe gescheut, honorarfrei aus ihrem eigenen Forschungsumfeld zu berichten; hinzu kommt der zeitaufwendige Einsatz von Redakteur H.Scheurer und Computersetzer H.Geiler, die dem Sponsor, der Kreissparkasse Calw maximale Druckvorlagen lieferten. Allen Beteiligten sei der Dank der Vereinsmitglieder ausgedrückt, die gewiß auch aus dem Jubiläumsheft Nutzen für die eigene Arbeit oder doch zur historischen Allgemeininformation schöpfen können.

Darüberhinaus ist diese Jahresgabe auch eine Gabe an alle Geschichtsinteressierten im Bezirk und darüberhinaus, sowie für Schulen und Gemeinden überhaupt.

Calw, im Frühsommer 1996



Jürgen Rauser

Vorsitzender des
Kreisgeschichtsvereins Calw

Die (Aus-) Nutzung des Eyachtales.

Die Eyach, ein Wildwasserflüßchen als Nebenfluß der Enz schneidet ein reizvolles Tal. Es ist in mancherlei Hinsicht interessant, sowohl was die Geologie, als auch die Pflanzen- und Tierwelt betrifft. Als größere menschliche Ansiedlung finden wir heute nur noch eine im Tal, dort, wo sich der Wanderer in der »Eyachmühle« stärken kann. Dies war aber nicht immer so.



Die »Eyachmühle« um die Jahrhundertwende

Das Tal hat zwei Gesichter. Einmal das enge, fast schluchtförmige vor der Enzeinmündung und oberhalb des Lehmannshofes, dann eine gewisse Weite nach der Eyachmühle, bestimmt durch die jeweiligen geologischen Schichten.

Im fränkischen Reich Karls des Großen war alles Land, zu dem auch die unbesiedelten großen Wälder gehörten, im Eigentum des obersten Stammesfürsten, des »Königs«. Große Teile dieses »Königslandes« gingen durch Belehnung, Schenkung oder auch Verkauf in die Hände hochadliger Geschlechter oder kirchlicher Institutionen über. Zuerst wurde dieses Land nur als rießiges Jagdrevier ge-

nutzt, später begann man es auch zu besiedeln. Daß sich das Eyachtal durch seine Größe und Einsamkeit als Refugium für Jäger, aber auch für Wilderer darstellt, ist verständlich.

Die Landwirtschaft wurde hier immer klein geschrieben und diente der Selbstversorgung. Der Wald und die Wiesen des Tales wurden auch als Weide für Schweine und Rinder genützt. Die Wiesen bildeten die Möglichkeit zur Heuernte und wir wissen, daß das mittelalterliche Flächenmaß »Mansmahd« (was ein Mann an einem Tag mähen konnte), hier zur Anwendung kam.

Dank weniger zivilisatorischer Eingriffe und des besonderen

Klimas zeichnet sich das Eyachtal durch eine reiche Tier- und Pflanzenwelt aus. Untersuchungen der Karlsruher Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege ergaben eine ungewöhnliche Artenvielfalt. So wurden 35 Pflanzenarten, die nach der Roten Liste Baden-Württembergs als besonders gefährdet gelten, festgestellt. Neben einem bedeutendem Orchideenreichtum wurden 72 verschiedene Vogelarten, 45 Tagfalter- und 231 Nachtfalterarten nachgewiesen. Als Beispiele für den Artenreichtum des Gebietes seien genannt aus der Vogelwelt die Wasseramsel und das Haselhuhn, aus der Welt der Insekten die Alpine Gebirgsschrecke sowie die stark gefährdete Sumpfschrecke. Auch der Fischbestand in der Eyach ist besonders schutzwürdig. So finden das Bachneunauge oder die Groppe (eine besondere Unterart der Bachforelle) aufgrund der hervorragenden Wasserqualität in der Eyach einen idealen Lebensraum.

Die Eyach, die von der Brotenau und der Dürreich gebildet wird, hat auf ihrem gesamten Verlauf ein starkes Gefälle (578 m NN - 359 m NN). Auf dieser Strecke (zirka 11 km) fällt dieser Wildbach um fast 219 m, das heißt auf den Kilometer fast 20 m. Zum Vergleich: die Enz fällt von Calmbach bis Höfen auf einer Strecke von 2,5 km um zirka 6 m pro Kilometer.

das Eyachtal - ein Mühlental.

Man muß sich fragen, welche Gründe dazu führten, daß in diesem Tal auf einer Länge von 11 km insgesamt 11 Mühlen in Betrieb waren, aber auch, warum keine einzige heute mehr existiert.

Am Anfang dieser Betrachtung steht der Hinweis, daß es damals keine Fahr- und Fuhrwege aus dem Tal heraus gab. Der heutige Talweg wurde erst um 1865 durch die Forstverwaltung gebaut. Die Eyach selbst war mit Hilfe der Flösserei der Verkehrsträger.

Den ersten Hinweis auf die Flößerei gibt ein Lehensbrief von 1364, den der Graf von Eberstein für einen Mann aus Reichental ausstellt, in dem Wald im Tal der Dürreych zum ewigen Erblehen gegen jährlich 30 Heller verliehen wird. Er darf in dem Wald hauen, »es sei eychin, buchlin und dennin Holtz, wie es der Wald geniessen mag mit Wasser, Weide, Wegen, Stegen, Widen und Kegeln, was zu diesem Wald gehört«. Das der Wald mit »Widen und Kegeln« verliehen wird, ist ein klarer Hinweis auf die Flößerei, denn Floßwiden und Floßkegel (kegelförmige Holzpflocke) sind technische Hilfsmittel, die beim Floßbau benutzt werden. Weiterhin verleiht Graf Burkhard von Hohenberg 1363 seinen Wald, genannt »Kriegswald«, an zwei Gernsbacher.

Die Flößerei wird allerdings erst 1588 schriftlich nachgewiesen im sogenannten „Weihnachts-Jahrhundert-Hochwasser“. Als »Zubringer« zu den Sägmühlen galten die Riese.

Zunächst spielte der Holzreich-

tum eine große Rolle. Noch um 1800, als die Wälder durch die große Nachfrage fast umgehauen waren, berichtet ein bekannter Forstmann, daß trotz allem »hinten« noch sehr viel schlagbares Holz stehe.

Ein weiterer, nicht unwesentlicher Grund war der, daß die Eyach bereits am Lehmannshof sehr viel Wasser führte. Fast alle Mühlen kamen ohne Stauseen aus, es sei denn, sie hätten einen solchen zur Reinigung (Wässerung) des Rundholzes benötigt. Die 24 Quellen vom Ursprung bis zum Tröstbach erbrachten insgesamt 375 Sekundenliter. Damit war der Betrieb der Mahl- und Sägewerke gesichert.

Wo standen nun die einzelnen Säg- beziehungsweise Mahlmühlen?

Diese Frage im einzelnen zu beantworten ist sehr schwierig. Seit dem 12. Jahrhundert gibt es das »landesherrliche Mühlenregal«, welches darauf hindeutet, daß die Verwaltung sich mit dieser Materie auseinandersetzen hatte. Wir sind auf diese anfangs sehr spärlichen Ausführungen der einzelnen Akten angewiesen. Dazu kommt, daß die meisten Mühlen so früh aufgegeben wurden, daß niemand mehr lebt, der etwas aussagen könnte.

Die Wirtschaft ist ohne das Holz der Wälder einfach nicht denkbar. Neben Bau-, Werk- und Brennholz seien vor allem noch genannt: Holzkohle, Harz, Teer, Ruß, Pottasche, Gerbrinde, Kienspäne, Zunderschwämme, Auerklee. Alles Dinge, die heute meist von der Eisen-, Stahl-

oder petrochemischen Industrie erzeugt werden.

Zunehmender Wohlstand und eine anwachsende Bevölkerung führten im Mittelalter zu ständiger Zunahme des Holzverbrauches. Die Ansiedlungen - Burgen und Kirchen ausgenommen - wurden jahrhundertlang nur aus Holz gebaut. Häufige Brände in den Städten erforderten zum Wiederaufbau große Holzmengen. Dazu war für Berg- und Hüttenwerke, Eisenhämmer, Salinen, Glashütten und der Masse des Handwerks das Holz ein unentbehrlicher Roh- und Werkstoff, zugleich auch Wärme- und Energiequelle. Daneben verschlangen Hausbrand und Herd riesige Mengen von Brennholz. Hier sei auch der Badefreudigkeit des Mittelalters gedacht.

Einzelheiten über die ehemaligen Mühlen hat Emil Göltenboth in **EINST & HEUTE Heft 2 / 1991** gebracht.

Als Ergänzung dazu folgt hier noch die:

Franzosen-Sägmühle im Eyachtal oder die »Dreyfuß«-Säge

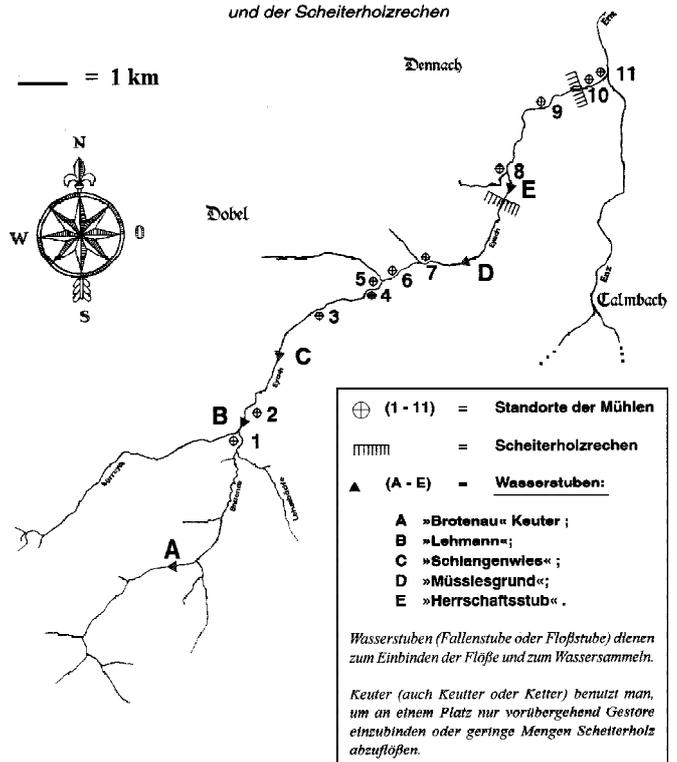
Eine sogenannte „Franzosen-Sägmühle“ oder auch „fliegende Sägmühle“ gab es nach dem 2. Weltkrieg bei der Eyachbrücke hinter dem heutigen Holzlager- und Sortierplatz. In den Jahren 1946/1947 mußte unter anderem Dennach 4 900 fm Rundholz als Reparationsholz abliefern. Höfen hatte 110 000 fm abzuliefern. Diese Mühle sägte das Holz in handliche Transporteinheiten für die Franzosen (hauptsächlich Dielen); sie existierte von 1945 bis etwa

.... und später	Nr	1375	1400	1425	1450	1475	1500	1525	1550	1575	1600	1625	1650	1675	1700	1725	1750	1775	1800	1825	1850	1875	1900	1925	1950	1975
"alte Sägmühl" bei Dürreich und Brotenau	1	xxx	xxx																							
"Lehmans" Mahl- und Sägmühl	2						xxx																			
"Werner" Sägmühle	3							xxx	xxx	xxx	xxx	xxx		xxx												
"Durlacher" Sägmühl	4								xxx				xxx													
"Eyach" Säg- und Mahlmühle	5		xxx																							
"Dobler" Sägmühle	6				xxx		xxx	xxxx	xxx																	
"Obere Dennacher" Sägmühle	7				xxx		xxx																			
"Tröstbach" Sägmühle	8														xxx	xxx	xxx	xxx	xxx	xxx						
"Untere Dennacher" Sägmühle	9				xxx	xxx	xxx	xxx			xxx		xxx	xxx	xxx	xxx		xxx	xxx	xxx	xxx	xxx	xxx			
"Franzosen" Sägmühle	10																							xxx	xxx	
Mühle "Am Eychener Steeg"	11													xxx	xxx	xxx										
.... und später		1375	1400	1425	1450	1475	1500	1525	1550	1575	1600	1625	1650	1675	1700	1725	1750	1775	1800	1825	1850	1875	1900	1925	1950	1975

■ = Zeiten der intensiven Nutzung der Wälder

Einzelheiten über die ehemaligen Mühlen hat Emil Göltenboth in **EINST & HEUTE** Heft 2 / 1991 gebracht.

Die Quellflüsse, die Standorte der Mühlen, der Wasserstuben und der Scheiterholzrechen



Die Quellflüsse, die Standorte der Mühlen, der Wasserstuben und der Scheiterholzrechen.

1951. Die Ausstattung war eine elektrische Blockbandsäge, die aber nur einen Schnitt durchführen konnte. Es gab relativ viel Abfall, aus denen ein Höfener noch kleinere Kanthölzer und vor allem Dachlatten schneiden konnte. Ein Hauptmann Dreyfuß organisierte das im Auftrag mit der Familie Peres, die im Gasthof „Zur Eyachbrücke“ einquartiert war.

aus dem Jahresbericht der Gemeinde Dennach von 1951:

Auf ein Gesuch der Firma Dreyfuß, Sägewerk bei der Eyachbrücke, um Holzzuteilung aus dem Gemeindewald, wird beschlossen, das Holz wie bisher nur der Firma Krauth & Co in Höfen/Rotenbach und an Albert Pfrommer im Holzbachtal abzugeben.

die Flößerei

Bei dem Mangel an brauchbaren Holzabfuhrwegen war die Nutzung des Waldes vor allem ein Transportproblem. Die Verfrachtung des Holzes auf Bächen und Flüssen, die ja von Natur aus die meisten Waldungen erschließen, war die einfachste, billigste und auch bequemste Möglichkeit, Holz über weite Strecken zu befördern. Mit Hilfe der Flößerei versuchte nun der Holzhandel schon sehr früh, einen Ausgleich herzustellen zwischen den im Holzüberfluß lebenden Waldgebieten und den volk- und gewerbereichen Holz-mangelgebieten.

Ohne die Flößerei, einem wichtigen, doch fast in Vergessenheit geratenen Transportmittel der vorindustriellen Zeit, wäre die Herausbildung unserer mittelalterlichen Wirtschaftszentren

nicht möglich gewesen.

So wurde der Wald und seine Nutzung ein Teil der Geschichte des Nordschwarzwaldes, dessen Erwerbsleben und wirtschaftliche Entwicklung wie der Wohlstand seiner Bewohner bis in die neueste Zeit von Sägewerksbetrieben, Flößerei und Holzhandel geprägt worden sind. Mehr als sieben Jahrhunderte belieferte unser Raum die Städte am Rhein bis hin nach Holland mit Bauholz, Brettern und Latten.

Wir unterscheiden beim Wassertransport des Holzes zwischen der Trift und der gebundenen Flößerei.

Bei der Trift oder Wildflößerei wurden kürzere Stämme, Stammstücke und Scheitholz (Brennholz) einzeln und unverbunden in das Wasser hineingeworfen. Sie wurden dann entweder durch das Hochwasser bei Schneeschmelze und nach Regengüssen oder durch eine mit Hilfe von Stauanlagen (Schwallungen, Floßseen) künstlich erzeugte Flutwelle flußabwärts transportiert. Mit der Trift schaffte man im Nahverkehr Klötze (Stämme) für die Sägmühlen, das Brennholz der Städte und Garnisonen und das Kohlholz der Eisenwerke und Salinen herbei.

Bei der gebundenen oder eigentlichen Flößerei wurden unbearbeitete Stämme, Balken, Bretter und Latten in Lagerform durch Wieden miteinander zu Gestören verbunden. Aus mehreren Gestören wurde dann das Floß zusammengebaut. Die gebundene Flößerei diente vor allem dem Ferntransport von Rund-, Bau- und Schnittholz verschiedenster Sorten.

Auf Eyach und Enz wurde sowohl Trift als auch gebundene Flößerei betrieben.

Wenn auch ein genauer Zeitpunkt, wann auf der Enz erstmals getriftet wurde oder das erste Floß herabgeschwommen ist, nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, so sind doch die Anfänge der mittelalterlichen Enzflößerei auf die Zeit um 1200 (Margarethen-Legende von Pforzheim) anzusetzen.

Die württembergische Wasserordnung von 1588 für Große und Kleine Enz nebst Eyach.

Bei der Regelung des Floßwesens beschränkte sich Württemberg weitgehend auf technische und polizeiliche Vorschriften. Eine Zunft bestand im württembergischen Teil des Enz-Nagold-Gebietes nie, weil die herzogliche Verwaltung sie nicht für nützlich hielt und zudem unnötige Kosten und Streitereien befürchtete.

Als 1587 im Enzgebiet ein verheerendes Unwetter Wasserstuben, Floßgassen, Sägemühlen, Brücken, Wege und Felder zerstörte, die Floßstraßen mit Felsen, Steinen und Kies völlig verschüttete, kam es wegen Verteilung der Räumungs- und Instandsetzungskosten zu großen Streitigkeiten. Die Eyach als Floßstraße war bereits damals im großen Stil ausgebaut; sie hatte 11 Floßstuben. Die Floßzeit begann jeweils an Mitfasten (Ostern ?) und endete »uff Galli« (16. Oktober). Abschließend wurden sehr ausführlich die Holzsortimente von Tanne und Eiche und deren Abmessungen behandelt. Neben 13 Sorten Tannenholz wurden nicht weniger als neun Gattungen eiche-

nes Bau-, Zimmer- und Kellerholz aufgeführt. Ganz besonders erstaunlich waren die 50 Fuß (zirka 15 m) langen Eichenschwellen, die ja mitten aus dem heute eichenarmen Schwarzwald stammten.

Der 30jährige Krieg unterbrach dann für längere Zeit die Flößerei. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam das Schwazwälder Holz über Mainz und Bingen meist nicht hinaus. Als Holland im 17. Jahrhundert zur Welthandels- und Seemacht aufstieg, änderte sich dies grundlegend. Für den Bau einer gewaltigen Kriegs- und Handelsflotte, zur Erweiterung der rasch wachsenden Städte, die bei moorigem Untergrund auf Rammpfähle gestellt werden mußten und für den Bau von Schöpfwerken, Maschinen, Mühlen und dergleichen wurden im 17. und 18. Jahrhundert dort riesige Holzmenge benötigt, die in dem waldarmen Land selbst nicht beschafft werden konnten. Nach dem 30jährigen Krieg verlagerte sich der niederländische Holzhandel wegen der scharfen englischen Konkurrenz von den alten Lieferländern Norwegen und den Ostseeanrainern immer mehr in das Gebiet des Rheines und seiner Nebenflüsse. Dadurch erlebten Flößerei und Holzhandel des Nordschwarzwalde ihre größte Blütezeit.

Wichtigstes Exportsortiment wurde der Tannen-Starkholzstamm mit Längen von 18 bis 30 m und einem Durchmesser am dünnen Ende (Zopf) von mindestens 48 cm. Noch heute werden im Schwarzwald die stärksten Stämme »Holländer« genannt, ein Zeichen für die Bedeutung, die diesem Sortiment fast 300 Jahre lang zukam.

In geringem Umfang wurden auch Kiefern, die zu Schiffsmasten tauglich waren, aber mindestens 70 Schuh (zirka 20 m) messen mußten, als »Capital oder Mastforren« gehandelt. Aus den Neuenbürger Waldungen wurde erstmals 1697/98 »Holländer Holz« geliefert. Nach bescheidenen Anfängen begann 1714, nach Ende des Spanischen Erbfolgekrieges, im Enz-Nagold-Gebiet der Holländer Holzhandel im großen Stil. Württemberg erhöhte kräftig den Holzeinschlag und exportierte im Zeitraum 1721 - 59 jährlich rund 8400 Stämme, was einer Holzmenge von etwa 40 000 bis 45 000 m³ entspricht. Das Maximum wurde 1727/28 erreicht, als 22 277 Holländer Stämme, das sind mehr als 100 000 m³, in einem Jahr verflößt wurden.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Vorräte an starken Stämmen nahezu erschöpft waren, nahm der Holländer Holzhandel deutlich ab.

So lag im Jahr 1819 der württembergische Staatswald im Nordschwarzwald zu einem Drittel kahl.

Mit dem ab 1850 beginnenden und rasch voranschreitenden Bau der Eisenbahn verlor in Südwestdeutschland die Flößerei als Transportmittel zunehmend an Bedeutung. Pforzheim wurde 1861 an das internationale Schienennetz angeschlossen und 1868 die Enztalstrecke Pforzheim - Wildbad eröffnet. Gleichzeitig erfolgte der planmäßige Ausbau der Landstraßen und der intensive Aufschluß der Wälder durch Holzabfuhrwege.

1872 gab es nur noch eine Floß-

fahrt auf der Enz. Bereits 1889 stellte die württembergische Forstverwaltung die Flößerei auf der Eyach ein, nachdem dort ein Talweg gebaut worden war.

Fischzucht

Fischzucht wurde über die Jahrhunderte betrieben. Wir hören schon im Mittelalter von Fischrechten in der Eyach. Die Fischrechte lagen jeweils bei der Grundherrschaft. Interessant ist, daß die Müller das Fischrecht in ihren Spannteichen und in der näheren Umgebung hatten, denn Fischessen galt als Herrenessen und die Fische wurden auch damals gut bezahlt.

Im Jahre 1411 verkaufte Hans von Remchingen ein Fischrecht in der Eyach an Württemberg.

In der Verkaufsurkunde von 1442 Straubenhart an Württemberg wird ein »waßer an der Yach« genannt.

Innerhalb der Tauschurkunde zwischen Baden und Württemberg vom 1. Juli 1528 A 99 Urkunde 38 hören wir gleich von zwei Fischwassern.

».... - Item zehen schilling pfening von zwaiem gmainen Vischwassern in der Yhach fahennd ane das ain an der mulestat und gat bis an den kriegswalde, unnd das annder unnden in der Yhach an der Enntz und gat bis ane das Wirtempergisch aigen wasser....«

Heute ist die Forellenzucht Zor-del im Eyachtal ein guter Name.

Eisenerzschürfungen

Offene Pinggen (Tagebergbau) und Wegnamen (Stollenweg) deuten im nördlichen Eyach-

hang von der Suche nach Erz. Wahrscheinlich haben die Besitzer des Pforzheimer Eisenwerkes Lidell und Benckiser versucht, den Erzangel, unter dem ihr Werk litt, durch Funde hier aufzubessern. Näheres ist noch nicht bekannt.

Wasser

Wir wir hörten, ist die Dobler Wasserversorgung schon 1896 durch das Wasser des Mannabaches gedeckt worden. Die heutige Wasserversorgung »Mannabach« versorgt über ein entsprechendes Leitungsnetz die Gemeinden Dobel, Dennach, Neusatz, Rotensol, Straubenhardt zu 100%, die Orte Neuenbürg und Karlsbad zu 50% und Birkenfeld zu 60% mit Wasser. Überlegungen, ob das Eyachtal als Wasserreserve für das Kühlsystem der Kraftwer-

ke am Neckar dienen könnte, gaben schon genügend Stoff für Aufregung. Man wollte eine Staumauer errichten, um einmal einen Trinkwasserspeicher, zum anderen einen Kühlwasserspeicher zu haben. Angeblich sollte diese Maßnahme auch dem Hochwasserschutz des Enztales dienen.

Seit langen Jahren waren Teile des Tales Landschaftsschutzgebiet. Heute (seit Januar 1996) steht das Tal unter Naturschutz, um dieses einzigartige Tal uns und der Nachwelt zu erhalten.

Wald (Jagd), Wasser, Wiesenutzung und Erholung waren es und sind es, die das EYACH-Tal für den Menschen wichtig machen, wobei der Wald und das Wasser die größte Erwerbsquelle darstellen.

Quellen

Kausler:
Das Oberamt Neuenbürg 1818

Eifert:
Calmbach und Höfen 1850

Neuenbürger Heimatbuch 1980

H.Jüttemann:
Alte Bauernsägen,
Verlag Braun Karlsruhe 1984

Holz-Zentralblatt,
Stuttgart Nr. 7,
Seite 64, 15.01.1992

Forstamtsbeschreibungen:
Calmbach, Neuenbürg,
Wildbad

Forstamt Kaltenbronn, Statistik

Geologische Karte,
Blatt 7117 Birkenfeld,
Blatt 7217 Wildbad

verschiedene heimatkundliche
Veröffentlichungen in der
Presse, sowie in den Blättern des
Schwarzwaldvereines.

dazu Begehungen im Gelände
durch den Verfasser.

Höfener Wirtshäuser in Vergangenheit und Gegenwart.

Es gibt in Höfen zwei Gasthäuser, deren Anfänge 300 Jahre zurückliegen. Es ist zum einen das Gasthaus »zur Sonne« und zum anderen das Gasthaus »Löwen«.

Die »Sonne«

Die Sonne ist vielfach urkundlich belegt, man kennt das Haus, kennt die Namen der Besitzer, es gibt in den Gerichtsprotokollen viele Hinweise auf Vorgänge in diesem Gasthaus, die bestraft wurden. So wurde manchmal in der Sonne am Sonntag getanzt, gespielt, gesungen, die Polizeistunde überschritten, vor der Sonne gelärmt. Es gibt die *Sonnenwiese*, den *Sonnenbrunnen* und sogar eine Anzeige aus dem »Enztäler«, wo mitgeteilt wird, daß Charlotte Schlotterbeck, Sonnenwirtstochter, im Gasthof zur Sonne am 17. November 1870 in Höfen mit Carl Kuhn aus Friolzheim am Donnerstag Hochzeit gefeiert hat.

Dann gibt es Einträge im GewerbeRegister, zum Beispiel 1830: »zur Sonne« - eine *Wirtsstube und ein Fremdenzimmer, zahlt jährlich 4 Gulden, 24 Kreuzer*.

Ab 1839 kommt die Sonne in Schwierigkeiten, man sieht es am raschen Wechsel der Besitzer oder Pächter, und so ist es kein Wunder, daß sich 1891 der letzte Sonnenwirt, Gottfried Bott, Gasthaus, Grund und Konzession abkaufen ließ. Die Konzession kam über die Familie Commerell an einen der Erben, Umrath, im heutigen Sonnenhof. Ab 1908 bestand in diesem Haus das Schankrecht.

Der »Löwen«

Ganz anders ist es mit der anderen Wirtschaft, dem »Löwen«. Im Gegensatz zur Sonne gibt es das Haus heute noch, gegenüber der Kirche (Haus Rapp/Wöhrle). Man weiß heu-

te nichts mehr davon, weil seit 1830 dort nicht mehr gewirtschaftet wird. Zuletzt war es noch eine Bierschenke von »Alt Lorenz Mettler, Beck, Wittib« betrieben. - Die Wohnstube war zugleich Wirtsstube, die Einkehr unbedeutend. 1705 war noch allerlei Betrieb in dem Haus. Da hat Hansjerg Eberlen, Rezeptator, auf den Höfen »außer Recht Spielleute angestellt auf den Sonntag Exaudi.« »Sträflich erkannt« wurden des Eberlens Weib, seine Tochter, sein Sohn, des Mosers Sohn, dessen Tochter, von Calmbach die Rößleswirtin Schnauer, Philipp Bodamer und die Susanne Wernerin.

Drei nachfolgende Eberlen hatten die Berufsbezeichnung Wirt, der letzte war Schuldner des Johann Jakob Bodamer unter dem Namen Johann Jakob Eberlen, Löwenwirt. Dessen Schwiegersohn, Lorenz Mettler, betrieb 1787 noch die Schildwirtschaft und bezahlte fast soviel Steuer wie die in der gegenüberliegenden Sonne. Wenig später sank das Haus zur anfangs beschriebenen Bierschenke herab.

Es gab also vor 300 Jahren zwei Wirtshäuser »auf den Höfen«, und man fragt sich, wie sie sich halten konnten, wo der Ort kaum 60 Einwohner zählte.

Heute wie früher waren viele Menschen unterwegs, damals zu Fuß, mit dem Fuhrwerk und in der Kutsche: einfache Menschen, Bettler, Hausierer, Handwerksburschen, Kranke, Pilger, Fuhr- und Handelsleute mit Pferd und Wagen, beladen mit



Gasthof „Sonne“ vor dem Abbruch wegen des Kirchenbaues 1891

den Erzeugnissen der Landwirtschaft und des Handwerks, mit den Rohstoffen Holz, Erz und Wolle und den daraus produzierten Fertigwaren. Alle, die so unterwegs waren, reisten unter der gleichen Bedingung: Man war auf Strecke ziemlich lange unterwegs und war viel mehr als heute gezwungen, abzustiegen, sich zu verköstigen und zu übernachten.

Unterwegs sein, »fahren«, wie man damals sagte, war gefährlich. Wege, Steigen und Brücken waren in schlechtem Zustand - und wenn das letzte Wirtshaus auf der Badstraße von Hirsau nach Wildbad da stand, wo es die Steige ins Enzthal hinab durch den Wald ging und das »Sieh-dich-für« hieß, so weiß man, wie es damals mit der Sicherheit bestellt war. Kein Wunder deshalb, daß in jedem kleinen Dorf Herbergen für die »Fahrenden« bereitstehen mußten.

Nach germanischem Brauch und vor allem nach christlicher Moral ist die Aufnahme von Fremden, ihre Beköstigung und Beherbergung, auch das Geleit auf dem weiteren Weg selbstverständliche Pflicht jedes Hausherrn. Demnach war jeder Hauswirt, jedes Haus ein Gasthaus. Doch dieser hohe Anspruch war nicht aufrechtzuerhalten, deshalb beauftragte man bestimmte Menschen, dieser Pflicht gewerbsmäßig nachzukommen. Man stellte hohe Ansprüche an diese »Berufswirte«. Sie durften niemandem Herberge versagen, mußten allen, die unterwegs waren, Gastfreundschaft gewähren. Sie mußten sie in ihren Häusern schützen, versorgen und beherbergen, sie durften Währungen tauschen und mußten die Möglichkeit



Der Gasthof »Zum Ochsen«

bieten, Wagen und Pferde zu besorgen und zu versorgen.

Nicht jeder, der früher Wirt werden wollte, konnte dies ohne weiteres. Eine strenge Prüfung durch die Obrigkeit ging voraus. Vor allem die charakterliche Eignung war Voraussetzung für eine Konzession. Das Wirtshausschild, das damit verbunden war, sollte jedem Fahrenden zeigen, daß er in der Schildwirtschaft geborgen war.

Der »Ochsen« und die »Krone«

Die beiden nächstältesten Gasthäuser in Höfen waren der Ochsen und die Krone. Den Ochsen gibt es seit 1789. Die Wirtsfamilien wechselten häufig, da aber immer die Frauen aus dem Haus kamen, blieb man bis eine Ausnahme in der Familie.

Ganz anders war es mit der Krone, die ursprünglich in Fuhrmann Genthners Haus etwa 60 Jahre bestand. Georg Friedrich Barth war nach bisherigen Erkenntnissen der erste Kronenwirt im Jahre 1787. Er war mit dem Konkurrenten im Ochsen verschwägert. Sein Ehenachfolger Großmann führte das Haus

recht und schlecht weiter. Später folgten die Barths von Calmbach als neue Wirte. Aber das ganze Haus lief nur als Gassenwirtschaft - Gäste durften hier nur verköstigt werden; deshalb bestand die ganze Wirtschaft nur aus einer Stube, die zugleich Wohnstube war.

In dieser alten Krone hatten Nachtwächter und Polizeidiener mehr zu tun als in allen anderen Wirtschaften zusammen. Sie schloß ihre Tore als die Wirtin, Regina Barth, Wwe., eine skandalumwitterte Frau, 1854 endlich nach Amerika auswanderte.

Sehen wir uns die Wirte einmal genauer an, so können wir sagen: Wirte waren sie eigentlich nur nebenher. In der Sonne war der Wirt meist »Beck« (Bäcker), im Löwen wenigstens am Schluß auch. Der Kronenwirt war ebenfalls »Beck«, ein Sonnenwirt Metzger und der erste Ochsenwirt Schmied und Schultheiß. Schmied und Wirt war damals eine geradezu ideale Kombination, wenn man daran denkt, daß viele Gäste mit zu beschlagenden Pferden und zu reparierenden Wagen ankamen.



Die »neue Krone« 1895 erbaut

Das »Waldhorn«

Ein jüngeres Wirtshaus war das Waldhorn. Der Holzhändler Ernst Leo beantragte 1836 die Errichtung einer Speisewirtschaft in seinem Haus (Haus Lustnauer). Der Gemeinderat gab zu bedenken, daß Höfen nur 438 Seelen zähle und es schon 2 Schildwirtschaften (Ochsen und Sonne) und eine Gassenwirtschaft (Alte Krone) gebe. Den Löwen gab es ja schon nicht mehr. Der Gemeinderat befand, der Antragsteller sei in Ordnung, sein Haus sei als Gasthaus geeignet, und so bekam er die Konzession für das Waldhorn als Speisewirtschaft. Das Waldhorn muß eine sehr ruhige Wirtschaft gewesen sein. Nie hörte man den Nachtwächter oder den Polizeidiener über das Waldhorn klagen. 1844 übernahm Leos Schwager Wilhelm Lustnauer, der aus der Sonne in Neuenbürg stammte, die Wirtschaft. Im Jahr 1861 findet man das Waldhorn nicht mehr im Steuerregister.

Hier sei noch etwas zur sozialen Stellung der Höfener Wirte in früherer Zeit gesagt. Alle paar Jahre wurden Wahlmänner gewählt, die nachher aus ihren Reihen die Mitglieder der württembergischen Ständeversamm-

lung wählten. Die 6 Höchstbesteuerten jeder Gemeinde fungierten automatisch als Wahlmänner. Dazu kamen durch Wahl noch 3 weitere Bürger. Unter den 6 Höchstbesteuerten in Höfen im Jahr 1833 waren 3 Wirte: Der nochmalige Waldhornwirt Leo an 1. Stelle, Sonnenwirt Treiber an 4. und Ochsenwirt Stockinger an 5. Stelle.

Der »Hirsch«

Ausgangs des 19. Jahrhunderts traten gleich 3 neue Wirtshäuser in Erscheinung. Wilhelm Krämer, dem seit 1873 das Haus Nr.47 - heute Hirsch - gehörte, bekam 1847 das Recht, brennen zu dürfen und 1876 die Konzession für eine Schankwirtschaft. Diese hatte anscheinend noch keinen Namen, denn in den Annalen des Höfener Kriegervereins wird berichtet, daß man in der Zeit von 1880 bis 1885 bei Wirt Krämer zusammenkam. Der Name Hirsch tauchte erst dann auf, als der Versicherungsagent Eberhard Bubeck sich 1904 Hirschwirt nannte. Niemand konnte damals ahnen, was aus dem kleinen, unbedeutenden Hirsch noch alles werden würde.

1861 wurde in Höfen die Neue Straße gebaut. Der Verkehr ging jetzt geradeaus auf breiter, ebe-

ner Straße durch das Dorf. Die alte, enge Verkehrsstraße war jetzt nur noch lästiger Umweg. An der neuen Durchgangsstraße gab es kein Wirtshaus. Da mußte sich etwas bewegen. Der couragierte Schmied Andreas Schmauderer kam 1872 nach Höfen und beantragte eine Konzession für eine Schankwirtschaft. Wenig später schon verlangte er die Absetzung des Polizeidieners, weil der ihn wegen Überschreitung der Polizeistunde angezeigt hatte. Nach Abbruch der alten Sonne bekam die neue Sonne erst eigentlich Format, als 1904 Otto Schmauderer Martha Mettler, die Tochter des Platzmeisters Mettler heiratete und sie die Sonne unter ihre »Fittiche« nahm. Von da an, eigentlich bis heute, läuft die Sonne unter der »Flagge« Schmauderer. Zum erstenmal war der Wirt Koch. Zur selben Zeit übernahm auch im Ochsen ein Mann vom Fach das »Ruder«.

Der Metzger Karl Sprenger eröffnete im Jahr 1894 die Krone neben der Sonne. Das Haus wurde 1924 wieder geschlossen.

Die 1868 erbaute Eisenbahn und die im gleichen Jahrzehnt angelegte durchreisefreundliche Allee durch Höfen leiteten eine neue Ära der Höfener Gastronomie ein. Jetzt kamen Gäste, die in Höfen eine Zeitlang sich entspannen und gute Luft »tanken« wollten, die aber nicht unbedingt das einfache Leben suchten. Da sollte schon ein gewisser Komfort da sein und zum Frühstück wollten sie nicht unbedingt kuhwarme Milch aus dem wirtschaftseigenen Stall. Das hatte Konsequenzen: Scheunen und Ställe wurden ausgemustert. Jetzt waren mehr



Gasthaus »Hirsch« in den 20er Jahren

Wirtschaftsräume und Fremdenzimmer, später auch Garagen gefragt. Die Häuser wurden modernisiert und mit Strom versorgt.

Die Anerkennung Höfens als Kurort war nur eine nachträgliche Anerkennung für das, was Ochsen, Sonne und Krone vorausgeleistet hatten. Fuhrleute, Holzhauer und das einfache Volk trafen sich in den ersten 20 Jahren unseres Jahrhunderts noch im Hirsch bei der Metz-

suppe. Dessen außerordentliche Entwicklung erfolgte erst 30 Jahre später.

Nach dem 2. Weltkrieg tobte sich anfangs der fünfziger Jahre die »Freß- und Tanzwelle« in den Höfener Wirtshäusern aus. Dann kamen Kurgäste in Massen. Die Gasthäuser kamen nicht mehr nach und quartierten ihre Gäste in Privathäuser ein. Bald bauten Ochsen und Hirsch Gästehäuser an und modernisierten weiter bis zum heu-

te üblichen Komfort: Zimmer mit Bad, WC, Telefon und Fernseher.

In dieser Zeit des »Booms« von 1957 - 1970 wurden viele kleine Häuser neu eröffnet: Flößerstube (1954), Bussard (1957), Quelle (1953), Sonnenhof (1971), Gotthardklaus (1971) und zum Teil erfolgreich bis heute weitergeführt.

Fritz Barth, Calmbach

Mut in der NS-Zeit

Eine Episode, die sich nach 50 Jahren endlich aufgeklärt hat:

Nach dem 2. Weltkrieg, in den Jahren 1945/1946, habe ich, wie viele junge Männer, des Essens wegen in der Landwirtschaft der Nachbarorte mitgearbeitet. So auch bei Bauer Fritz Bürkle (genannt »Mesner - Fritz«) in Oberkollwangen.

Öfters, wenn die Nachbarsbäuerin Elisabeth Hammann, geborene Lörcher, vom »Krafta-Hof« vorbei kam, rezitierte mein Bauer vielsagend: »Und da kam einmal ein Fremder ins Land, der begeisterte jung und alt.« Er erzählte dazu, daß seine Nachbarin Anfang des 3. Reiches ein mutiges Schriftstück verfaßt und dieses in einer Landwirtschafts-Zeitung veröffentlicht habe. Lange Jahre war ich der Meinung, daß es sich um ein Gedicht handelte. Meine Nachforschungen bei verschiedenen Redaktionen nach einem diesbezüglichen Gedicht erbrachten nichts.

Erst mein kürzlicher Besuch bei Emma Hammann, der Schwiegertochter der Verfasserin, brachte eine vergilbte Zeitung und 2 handgeschriebene Abschriften zu Tage. Wider erwarten handelte es sich nicht um ein Gedicht, sondern um einen Bei-



*Elisabeth Hammann
geborene Lörcher
1899 bis 1983*

trag der Serie »Was gefällt mir an meinem Heimatort am besten?«

Günstlinge angeprangert

Der »Blättlesvetter« ließ in der Frauenbeilage der Schwäbischen Tageszeitung »Die Schwäbische Bäuerin« vom 13. Juni 1933 drei Leserinnen zu Wort kommen, darunter Elisabeth Hammann (aber ohne Namensnennung). Elisabeth Hammann schildert dort unter der Überschrift »O Schwarzwald, O Heimat« liebevoll ihren Hei-

matort bis in alle Einzelheiten und schließt: »Mit freundlichem Maiengruß, eine aus dem beschriebenen Dörfchen.« Sie nennt 44 Wohnhäuser und gibt Orts- und Lagebezeichnungen an, wo jeder, der sich im »Oberen Wald« auskennt, auf das schmucke Dörfchen Oberkollwangen kommen muß.

Als Tochter des Schultheißens Johannes Lörcher (der 1938 von den Nationalsozialisten abgesetzt wurde), ließ sie mehr als deutlich ihre politische Einstellung und harte Kritik an den Machenschaften der neuen Bewegung durchblicken. Sie schrieb: (auszugsweise)

»In unserem Dorfe ging es immer ziemlich ruhig und friedlich zu, da wir nicht das Vereinsleben mit seinen Festen hatten. Auch wurde selten ein Tanzfest abgehalten. Wir sind eben ausschließlich Bauern; auch die Handwerker haben Vieh und Äcker und dazu Bauernblut; so hatten wir nie das zerstörende Parteiwesen. Jeder lebte seine Eigenart und fügte sich ins Ganze. Unsere Freude an der Landwirtschaft war immer, daß jeder auf seinem Feld schaffen und machen konnte, wie er wollte und sein „Sach“ für sich hatte.

Doch dieses friedliche Dorfleben wird jetzt durch ein gegen-

seitiges Mißtrauensverhältnis getrübt. Da kam vor Jahr und Tag ein Fremder ins Dorf und begeisterte jung und alt für eine neue Partei. Jetzt durch das Gleichschaltungsgesetz, werden oft erprobte, erfahrene, tüchtige Männer abgesetzt und dafür kommen, durch Parteivergünstigung, andere junge Menschen, welche oft ihr Leben selbst nicht zu meistern wissen, an ihre Stelle.

Diejenigen, vor welchen der größte Teil des Ortes Achtung hat, wären dagegen durch Wahl zu ihrem Recht gekommen.

So greift das Gleichschaltungsgesetz in das Eigenleben der Dörfer sehr scharf ein. Und wenn das weiter um sich greift auf Hab und Gut, dann o weh!

Jedoch in der schönen Maienzeit wollen wir uns die Stimmung nicht trüben lassen. Ob das Heute ein Morgen hat, weiß niemand im voraus, und aus Morgen und Abend war der erste Tag, und so geht ein Tag um den andern. Aber die Gedanken der Menschen kann man nicht gleichschalten, da Gott jeden als Original erschaffen hat. So ist es sogar in der Natur, kein Baum ist dem andern ganz ähnlich. Nur unverzagt und Gott vertraut, es ist ja Frühling geworden.«

Soweit die hochbrisanten Auszüge aus dem Artikel der Elisabeth Hammann .

Man kann sich heute noch vorstellen, daß diese Ausführungen Alarmglocken bei der NSDAP läuten ließen, da insbesondere das Gleichschaltungsgesetz angegriffen und weiter erklärt wurde, daß tüchtige Männer abgesetzt wurden und Parteigünstlinge an ihre Stelle kämen, die ihr Leben



Elisabeth Hammann
in Oberkollwanger Tracht

selbst nicht meistern könnten.

Die Partei konnte ermitteln, daß ihr Sohn Otto einen Brief an die Redaktion zur Postagentur gebracht hatte. Die NSDAP reagierte. Die Kreisleitung Calw, Biergasse 10, schrieb wie folgt an den Oberkollwanger Bürgermeister Johannes Lörcher:

»Von unserer Zeitungs-Überwachungsstelle werden wir er sucht, nach der Schreiberin des beiliegenden Artikels zu fahn-

den. Der Artikel erschien in der Wochenbeilage »Die Schwäbische Bäuerin« in Nr.22 vom 13.6.1933. Nach bis jetzt getroffener Feststellung kommt als Ort Oberkollwangen in Frage und als Artikelschreiberin eine Frau Ulrich Hammann . Wir bitten Sie, diese zu vernehmen und uns das Ergebnis hierher zu berichten.

Heil Hitler! Schraishon«
(Unterschrift).

Bei der Vernehmung gab Elisabeth Hammann folgende beschwichtigende Erklärung ab um ihre Haut zu retten:

»Ich bekenne mich als Verfasserin des in der »Schwäbischen Tageszeitung« erschienenen Artikels: »O Schwarzwald, O Heimat«. In dieser Zeitung habe ich schon hie und da kleine Artikel über Kindererziehung und anderes geschrieben. Ich erkläre auf Ehre und Gewissen, daß es mir selbstredend ferne lag die Regierung anzutasten oder irgend eine Partei zu beleidigen. Politisch war ich noch nie tätig. Mit den von mir erwähnten Bemerkungen wollte ich nur meinen gemachten Beobachtungen und den allgemeinen Besprechungen und Ansichten in der Gemeinde während der letzten Gemeinderatswahl Ausdruck geben.

Elisabeth Hammann
am 1.Juli 1933.«

Schultheiß schützt seine Tochter.

Ihr Vater, Bürgermeister Johannes Lörcher, bestätigte ihre Erklärung wie folgt:

»Vorstehende Angaben sind zweifellos richtig und entsprechen vollkommen der Wahrheit.«

Ohne ihre beschwichtigende Erklärung und ohne den Einfluß und die Beziehungen ihres Vaters wäre es der mutigen und weitblickenden Bäuerin schlecht ergangen. Solche, gegen die neue Bewegung gerichteten Presseartikel, erwirkten ansonsten Verhaftung und Internierungslager.

Es erhebt sich noch die Frage, wie es dem verantwortlichen »Blättesvetter« ergangen ist, der am 13.6.1933 den mutigen Artikel der Elisabeth Hammann zum Abdruck freigegeben hat.

Als der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 die südwestliche deutsche Grenzmark Elsaß durch einen Einbruch der Franzosen über den Vogesenkamm herüber unmittelbar bedrohte, wurde die Bevölkerung frontnaher Orte von dort ins badische, bayrische und württembergische »evakuiert« das heißt umquartiert. Einige Dutzend Familien - zumal aus dem Oberelsaß, wo in den Vogesen gekämpft wurde, was auch Ortschaften der Ebene in Mitleidenschaft zog - wurden auch ins Oberamt Calw verschickt und fanden hier vier Jahre lang ein Unterkommen fern der Heimat.

Hier, im stammverwandten alemannischen »Hinterland« wurden sie in der Regel gut aufgenommen. Wie sehr die Kriegsflüchtigen dies empfanden, wird aus einem Zeitungsbericht ersichtlich, den ein ungenannter Bezirksangehöriger nach einer Reise ins Oberelsaß im »Calwer Tagblatt« veröffentlichte und der hier in seinen wesentlichen Teilen als Zeitdokument wiedergegeben sei:

Der Berichterstatter erzählt vom Beginn seiner Fußreise bei Basel und wie er zunächst vorsichtig Kontakt aufnahm, da er nicht wußte, wie die Volksstimmung im mehr denn vier Jahre »refranzösisierten« Land sein würde ...:

Jürgen Rauser, Calw

Flüchtlingslos im »Hinterland«

1914-18

Elsässer im Bezirk Calw 1919 - 24

- Reminiszenzen auf einer Elsaßreise im Jahre 1923 -

»Das Schicksal wollte es, daß ich ein Stück Straße abschneiden wollte, und über einen andern elsäßischen Ort kam. Im letzten, einzeln stehenden Hause fragte ich nach einem Trunk Wasser für mein schattiges Ruheplätzchen. Verlegene Frage ob ich »Ditscher« sei und nach dem Paß. Kaum hatte man denselben angesehen, als ein freudiger Ausruf erscholl. Mein Bruder war, wie sich herausstellte, in demselben Hause Wochen einquartiert gewesen. Die Nichte, die vor lauter Erzählen fast das Hochamt versäumte, meinte: »Am besten wären wir dran, wenn wir neutral würden.« Auf diesen Ton ist das ganze Elsaß eingestimmt von der trouvée de Belfort (Beffertes Loch), vom Südgau vor den Toren Basels durch das ganze Ländle hindurch. Man gab mir dort den freundschaftlichen Rat, ich solle weiter landeinwärts nicht merken lassen, daß ich Deutscher sei. Ich habe ihn nicht befolgt, das heißt mich verleugnet. Ich suchte, wo ich nicht traute, zuerst französisch mich verständlich zu machen, probierte dann aber den Landesdialekt. Wenn ich so nicht zu recht kam, meinen eigenen. Von Deutschfeindlichkeit habe ich nur an einem Ort (Mülhausen) eine Spur gefunden. Wenn man merkte, daß ich Altdeutscher war, was stets bald erfolgte, war man erst recht freundlich, zog

erst recht los und öffnete die Schleusen des Spottes. »Mer san vom Raie en d'Troife komme.« »Miar konnte bliwa, wo mer wetta, wann se nomme s laar Landle hetta.« »s isch glich, wos nüs geht, ob zum Beffter Loch oder üwe Wissaburg.« Treffend ist der Witz eines Adjoint de maire (Bürgermeister-Stellvertreters) »Wo de Ditsche ens Land kemma san, han se wenigsten em leere Nastüchli s Handwerkszüg drenne gha, bi di Franzose isch gar nix!«

Bald kam ich durch idyllisches Waldgelände und weiter über ein wunderbar üppiges Gelände mit prächtigen Baumpflanzungen. In einem der nächsten Dörfer (M. oder K.) sprach ich meine Verwunderung darüber aus, daß noch so viel in Trümmern liegt. Daneben überragten mächtige Zwetschgenbäume die noch hochragenden Trümmerstätten. Antwort: »D'Prüße zahla nit.« Ich: »Könna nit zahla.« Vielsagender Blick mit dem Beisatz: »Ich ben oi em bayrischa Flütlig gsi.« Am gleichen Platz fiel mir auf, daß die Bauern sich durch Zurufe begrüßten, wie »tranka« (tränken), »fuattera«, also fast gleich, wie sich in meiner Heimatgegend die Bauern »Zeit biata«. Auch »Goden Owa«, »Gode Morja« hört man viel. »Boujour« (nicht »Bon jour), »bou soir m'sieur«, auch »salut« hört man meist nur dann, wenn die Leute nicht sicher sind, wen sie vor sich haben. Ueberhaupt spielt sich der meiste Verkehr ab, wie folgt: Französische Begrüßung, auch einige Sätze weiter in dieser Sprache, bis man nicht mehr weiter kommt und schließlich womöglich noch hochdeutsch. Bei den Behörden spielt sich die Sache meist so ab: Zuerst einige banale Phrasen, bis man weiß

wo man dran ist, dann aber, und besonders wenn ernsthaft verhandelt wird, das geliebte und geläufigere »Alsaßer Ditsch«.

Weiter gings dem Ziele zu, dem Wohnorte der meisten unserer früheren Flüchtlinge. Unterstände sind noch massenhaft erhalten, einzelne noch in teilweise nur notdürftig hergestellten Häusern ...

Von den Feldern ist noch vieles unangebaut. Steuern müsse man aber trotzdem bezahlen. Die Granatlöcher sind vielfach noch nicht eingeebnet. Die Leute beklagen sich schwer. »Wenn d'Ditsche noch da ware, wars scho ling widder ufgeboie. - Wa mer guet boie will, müeß mersalwer mache und warta, bis der Staat dia Hypotheka ablöst. Was d'Genie-Pioniere geboie hent, isch nach 2 Jahr widder lom-pich. Früher isch Ordng gsi, jetzt isch a Schlamperäi. 9 Stück Vieh hammr müen abtratta, Gald hamm mer noch keens bekomme, bloß wieder en Bon.« Beim Betreten meines Endziels nach mehrstündigem Marsch fragte ich den ersten vor sinem Hause sitzenden Bewohner: »Könne Er net soie, wo dia Lüt wohna, wo in Württabarg als Flüchtlig gsi san?.« Händeklatschen: »Ja, komme er dann vom Schwarzwald? Senn er bekannt in Semmeza, wo ich dri Jahr gsi ben, kenne er mine Bäawa ihrn Onkel Ratfelder, soien em viel Grüaß n'em Pfarrer; uber drzua on der Rosa Maier. Glich kemme d' Lüt üs der aandacht. Di wera lüa« (lügen). Die Kinder mußten zur Bestätigung »uf simmezerisch« fluchen wie der Omkel R., beginnend mit »Potz Haida-Waitag«. Als die Frauen kamen, wurden sämtliche Beteiligte zusammengeholt. »Wa mer hundert Jahr als were, mer

könne's nit vergasse, wie güat die Lüt gega ons gsi san; alles, was se han kenne Liabs ufdriwe, ha se mit es geteilt. Wa mer no oi amol use kennta on dia Lüt namol seha oder di zo ons komme. Sie derfta bliwa, so lang se wetta. Bsucha emol da Akziser Rueff in Oschdelsa (Ostelsheim) und da Schultheiß Maulbetsch, jetz in Hirsau. Soien en, sia seia dia beste Lüt uf der Walt. Wia dia Lüt für uns gsortt hen, so güet! - Komme in Oschdelsa und Simmeza d' Lüt allwil mit der Hoia uf'm Bukkel uf d'Walt? Miar schaffa viel meh mit am Pflüag wia dia.«

Man sage ja nicht, daß Dankbarkeit ausgestorben sei. Die Leute wollten alle an mir vergelten, was andere an ihnen liebes hatten angetan. »Gelt, Sie bsücha d'Grab von mim Vater, der in Dätzenge vergrowan isch! Die Württabarer san güate Lüt. Mini Gschwistrig von Sapt (Obersept), wo driwa evakuert gsi sin, hans lang nit so güet gho, wia miar.«

Als ich dann den Spruch zum besten gab:

»Ufrecht und gradaus,

Gutmütig bis dort naus,

Wenn's sei mueß,

au saugrob,

So isch der Schwob«

kannte der Hallo keine Grenzen: »Nagel uf da Kopf troffa, justement exactement, so sans, d'Schwowa.«

- Am nächsten Tag mußte ich eine Reihe von Leuten besuchen, worunter auch die (noch einzige) Wirtin des Dorfes das

»Zimperle« war. Auch sie konnte nicht genug rühmen, was man ihr in »Altabelich« (Altbulach) Gutes getan. Die Söhne, die jetzt bald einrücken müssen, konnten nicht genug fragen nach ihren Altersgenossen, deren Geschick ihnen so sehr am Herzen lag. »Wenn mini Froi Blind komma tat, ich tät se 2 Jahr bholt, ohne daß se ein Centime zahla müeßt.«

Der nächste Tag war ein Ruhetag. Beim Passieren der Wirtschaft wurde meinem Begleiter und mir nochmals hereingerufen: »Wir san von P., 3/4 Stunden von hier, mer san glich gschnappt wora bal im Oigsch (August 1914) onsern Lehrer het mer scheußlich behandelt, mich het mer zum Conscrit (Rekrut) macha welle. Awwer ich ha g'rüefa: »Liawer dot, als bi äuch Conscrit.« »S o i e n e s d r i w a, m a c h e n a s b e k a n n t.« Hier hörte ich es zum ersten Mal, dieses geflügelte Wort, später noch manches Mal.«

Eine zweite Epoche elsässischen Flüchtlingsleids beginnt dann Ende 1918, Anfang 1919, als zahlreiche politisch unerwünschte weil volkstreuere Elsässer im südwestdeutschen »Hinterland« Aufnahme finden, so auch im hiesigen Bezirk, in Nagold und Liebenzell, wo sich fast eine Art kleiner »Kolonie« von Heimatvertriebenen aus der Westmark bildet. Der bedeutendste Kopf unter diesen ist die bekannte Mundartdichterin Marie Anne Hartmann (geboren 1856 in Buchweiler), die unter dem Dichternamen »Marie Hart« Erzählungen und Gedichte schrieb. Wie bitter gerade sie empfunden und stellvertretend für viele andere in Worten aus-

gedrückt hat, was der Undank der landsmännischen »Franzosenköpfe«, die welsche Unterdrückung und der Verlust der Heimat bedeuteten, das mag in ihren nachstehenden Gedichten sinnfällig offenbar werden:

Diese unbändige Heimatliebe spricht aus dem gesamten Werk Marie Harts; seit sie im Mai 1919 nach Liebenzell kam; bis zu jenem Maientag 1924, als sie hier begraben wurde, war ihr Exil erfüllt von heimlichem Schmerz um die verlorene Heimat, die sie nicht mehr wiedersehen sollte. - Die Kriegsflüchtlinge hatten heimkehren dürfen - in der Mehrzahl jedenfalls - die »Friedensflüchtlinge« blieben auf Dauer verbannt.

So hat auch der Bezirk Calw schon damals ein Stück Grenz-

landgeschichte miterlebt, wie sie riesenhaft verstärkt sich dann 1945/46 bei der Aufnahme der ostdeutschen Vertriebenen, dazuhin aber auch weiterer vertriebener volkstreuere Elsaß-Lothringer wiederholen sollte.

Quellen:

Calwer Tagblatt,
6. und 8.11.1923

Gedichte:

»Erinnerungsland«
von Marie Hart 1922



Flüchtlingslos

M'r han muen Hüs un Hofst verlou
Un sin in d'Fremdi gange;
Denn m'r sin ditsch un nit französich!
"Ducksch dich," het's g'heisse, "oder gehsch?"
Do sin m'r liewer gange.

Jetzt sin m'r wit im fremde Land
Un han nuer wenig Kohle,
Un's Brot isch schwarz, d'r Butter rar,
M'r friere dene Winter gar
Un han verriss'ni Sohle.

Doch liewer wölle hungre mir,
Un wölle liewer friere,
Als zuesehn wie im eijne Land
Gewalt nuer herrscht un Demuziant
Un Wetterhahn rejere.

M'r wölle jetzt nit joom're lang,
Un sitze nit un griene;
M'r han jo Arweit g'funde schun,
Un unserm Herrgott sini Sunn,
Si word uns auch noch schiene!

Ans Elsaß

Nix will ich meh vun d'r wisse,
Ganz vergesse will ich dich!
Armes, vielgeplänites Ländel,
Seich ju doch fen Platz for mich!

Putze muesch dich jetzt un schminke,
Dass m'r meint, bisch üs Paris;
Dini arme kleine Kinder -
Papageie macht m'r drüs!

Stundelang stüdiere d' Büüre
Um e welsche Protokoll;
Hintersehi gehn alli Ühre,
Unwerhaupt geht nix wie's soll. -

Ich bin froh, dass nimm'i dort bin!
Kocher tät m'r ju min Bluet,
Muesst ich dich, dü stolzes Elsaß,
Küschel sehn vor 'm Gessler-Huet!

Drum will ich an gar nit 'nüber,
'i g'fällt m'r jo viel besser do.
M'r gewöhnt sich baal an d'Fremdi
Un word wieder lewesfroh.

Nuer wenn ich als nit kann schloofe
Un d'r Mond m'r schient ins G'sicht,
Do verwache d' alte Bilder,
D' alte Lieder un Gedicht.

Un ich sich mich wieder wandle
In mim Kindheitsparadies,
Do git's Kirsche, do git's Äpfel,
Driewel goldegeel un süß.

's Korn steht hoch mit rote Blueme,
Störil fliegen in d'r Luft;
Un d'r Odem vun mim Ländel
Isch voll Hei- und Newedust. -

Ach! ich will dich ju vergesse!
Dü bisch falsch un undankbar;
Nuer tief, ganz tief im Herze
Word m'r heimlich offebar:

Uf em ganze, große Erdball
Un im Himmel noch d'rzüe
Isch m'r nix aus Herz gewachse,
Isch m'r nix so lieb wie dü!

Fritz Mutterer, Neubulach:

Ein Irrtum der Calwer Oberamtsbeschreibung

- Über den angeblich abgegangenen Ort »Wöllhausen« bei Neubulach -

»...Einige hundert Schritte südwestlich der Stadt fand man in der Badstubenwiese, wo sich ein gut gefaßter alter Brunnen befindet, Reste von Grundmauern, und bei einer Nachgrabung an dieser Stelle eine Menge Bruchstücke von früh mittelalterlichen Gefäßen, Hohlziegeln, Mauerstücken und so weiter, welche hinlänglich beweisen, daß hier ein Gebäude stand. An diese Stelle grenzt die Flur »Wöllhäuser«, wo ein Ort gestanden haben soll, zu dem ohne Zweifel auch das obige Gebäude gehörte...«

Diese Ausführung steht in der Beschreibung des Oberamtes Calw aus dem Jahre 1860 im Kapitel über die Stadt Neubulach¹. Die Annahme, ein Dorf »Wöllhausen« habe zwischen Neubulach und Oberhaugstett bestanden, wurde offensichtlich aus dem Flurnamen »Wöllhäuser« zwischen den beiden genannten Ortschaften geschlossen. Doch hier irrte die Oberamtsbeschreibung - an dem genannten Standort existierte nie eine Siedlung. Es gab also im heutigen Kreis Calw nur eine einzige Ortschaft mit dem Namen Wöllhausen: Das wirkliche Wöllhausen ist heute in der Gemeinde Ebhausen aufgegangen. Es ist derjenige Ortsteil, der südlich der Nagold und im Talgrund liegt², ganz im Gegensatz zum höher gelegenen eigentlichen Ortskern Ebhausen um die Kirche.

Der Fehlschluß des Autors der Oberamtsbeschreibung ist verständlich und nachvollziehbar. Es gab auch in unserer Heimat etliche Dörfer und Weiler, die nach ihrer Gründung wieder aufgegeben worden sind, etwa wegen des Bevölkerungsverlustes in Kriegen oder Seuchenwellen³. Vielfach sind Flurzeichnungen heute die letzten Zeugen dieser untergegangenen Siedlungen, Wüstungen genannt, wie etwa bei den Fluren »Hörtringen«, »Berfeldingen« und »Erchingen« im Bereich der heutigen Gemarkung Gültlingen⁴ oder im Falle der früheren Dörfer »Sindelstetten« bei Ebhausen⁵, »Schlehdorn« bei Neuhengstett⁶ oder »Nagalthart« bei Alzenberg⁷, um nur einige Beispiele zu nennen. In diesen Zusammenhang paßte anscheinend das angebliche Dorf Wöllhausen zwischen Neubulach und Oberhaugstett. Doch - wie gesagt - hier weist der Flurname »Wöllhäuser« auf keine verschwundene Siedlung hin.

Die Oberamtsbeschreibung gibt zwar vor, es gäbe neben dem Flurnamen noch weitere Hinweise und Belege auf das angebliche »Wöllhausen« bei Neubulach. Es wird ein großer Brunnen geschildert und auch diverse Fundstücke beschrieben⁸. Die OAB führt dabei aber selbst aus, daß sich der Brunnen und die genannte Fundstelle keineswegs in der Flur „Wöllhäuser“, sondern in den südlich angrenzenden sogenannten

»Badstubenwiesen« befunden haben. Dieser Badstubenwiesen-Brunnen war die Wasserquelle für ein mittelalterliches Badehaus, das sich in der nach ihm genannten Badgasse innerhalb der Stadtmauern Bulachs befand. Dabei dürfte das Wasser vermutlich mit Eimern in die zirka 300 m entfernte und höher als der Brunnen gelegene Badgasse gebracht worden sein.

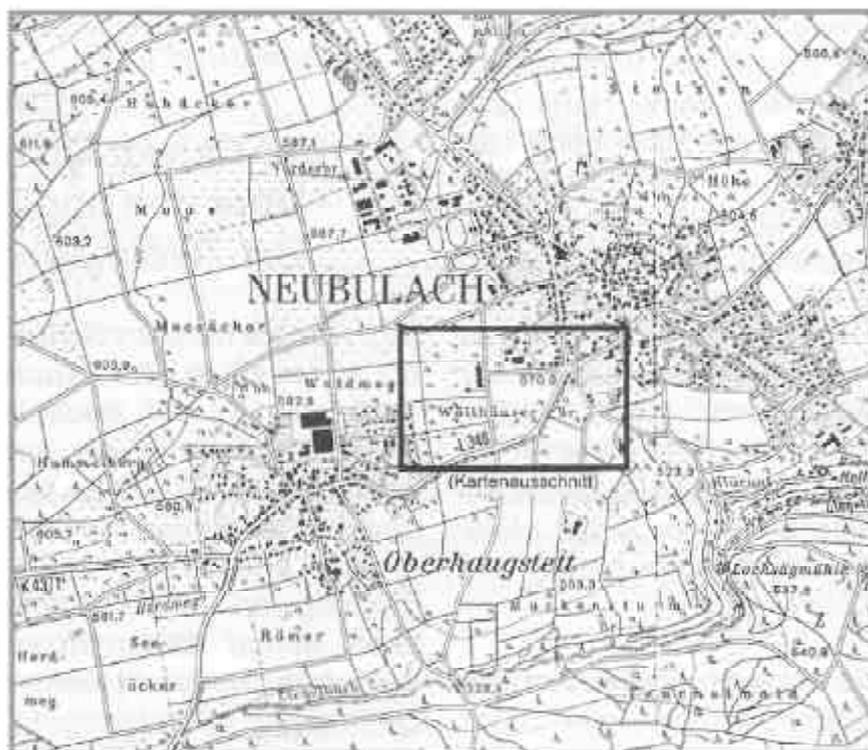
Ob die Quelle ausschließlich für die Badstube genutzt wurde oder ob die genannten Keramikfunde auch auf eine Wasserentnahme zu privaten Zwecken hindeuten, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Es überrascht jedoch in keiner Weise, daß sich bauliche Reste im Bereich der alten Badstubenquelle befunden haben sollen. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn neben der Quelle ein einzelnes Gebäude gestanden hätte. Der Schluß, die Quelle gehöre zu einer angeblichen Wüstung »Wöllhausen«, geht vollkommen fehl.

In der Flur »Wöllhäuser« selbst finden sich keinerlei Anhaltspunkte für eine frühere Bebauung, wie etwa Bodenfundstücke, Mauerreste, Ziegel oder ähnliches. Es ist daher auch bei oberflächlicher Betrachtung eher unwahrscheinlich, daß an dieser Stelle eine Ortschaft gestanden haben sollte. Eine solche Überlegung ist umso abwegiger, als es sich bei der genannten Flur um recht guten Boden handelt und bei Bulach im Mittelalter landwirtschaftliche

Nutzflächen rar und kostbar waren: Vom Hohen Mittelalter an wurde der örtliche Bergbau noch mindestens bis weit ins 14. Jahrhundert hinein auch im Tagebau betrieben und das Bergbauareal mit den ausgedehnten Halden über Tage nahm große Bereiche der Oberfläche in Anspruch.

Auf der Suche nach einer tatsächlichen Erklärung des Flurnamens »Wöllhäuser« muß anderen Spuren nachgegangen werden. Dabei ist zu beachten, daß der Name Wöllhausen im Mittelalter neben der Bezeichnung für den früheren Nachbarort und heutigen Ortsteil Ebhausens auch als Familienname auftaucht. Es gab eine niedrigadlige Familie, die sich „Vögte von Wöllhausen“⁹ nannte und die als Ministeriale der Grafen von Hohenberg in den mittelalterlichen Quellen erwähnt wird. Daneben trug auch eine bürgerliche Familie den Namen Wöllhausen; sie ist Ende des 13. Jahrhunderts als Bürger in Bulach und Wildberg nachzuweisen¹⁰.

Das Geschlecht der Vögte von Wöllhausen leitete seinen Namen von seinem Stammsitz ab, einer kleinen Burg auf dem Stuhlberg südlich des Ortes bei Ebhausen. Der Beiname „Vogt“ wurde schon früh von allen Familienmitgliedern getragen, hatte also im 13. Jahrhundert wohl bereits die Wandlung von einer konkreten Amtsbezeichnung zum bloßen Beinamen vollzogen. Die ursprüngliche Bedeutung des Vogtsamtes könnte in einer Verwaltungsfunktion im ausgedehnten Kirchspiel Ebhausen gelegen haben, in dem die Vögte von Wöllhausen schließlich reichen Besitz hatten; die Kirche Ebhausen stand jedenfalls ihren Lehensherren,



Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:25.000 Nr 7318 Wildberg



Das Gewinn Wöllhäuser zwischen Neubulach und Obnergaugstett

den Grafen von Hohenberg, als Eigenkirche zu¹¹.

Die Vögte von Wöllhausen waren im Bereich der Grafschaft Hohenberg-Nagold außerordentlich begütert. Von ihnen stammten die Herren von Berneck, von Hornberg und von Vogtsberg (heute: Fautsburg) ab

¹². Alle diese namengebenden Burgen liegen in der ehemaligen Urfparrei Ebhausen und wurden von den genannten Geschlechtern als Ministerialenburgen im Lehensverband der Grafen von Hohenberg gebaut. Westlicher Endpunkt des Wöllhausener Wirkungsbereiches war das Kloster an der Enz

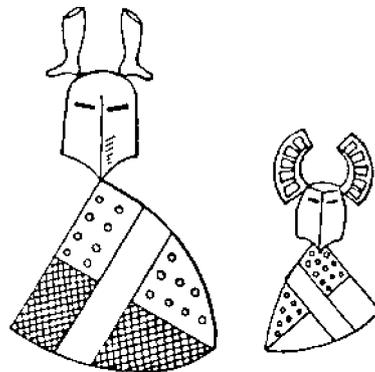


Die Urfparrei Ebhausen mit den Burgen der Vögte von Wöllhausen

(Enzklösterle), das um das Jahr 1145 von ihnen gegründet worden war. Im Jahre 1330 versuchten ein Vogt von Wöllhausen und Herren von Berneck und Vogtsburg, das Kloster zu erneuern, ein Versuch, der letztlich ebenso fehlgeschlagen ist wie die eigentliche Gründung zwei Jahrhunderte zuvor¹³.

Das älteste namentlich bekannte Mitglied des Niederadelsgeschlechts ist Albert Vogt von Wöllhausen, der 1245 in einer Urkunde eines Ritters Heinrich von Nagold als Zeuge auftrat¹⁴. Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts verschwanden die Wöllhausener mit allen ihren Seitenlinien wieder im Dunkel der Geschichte. Wie bei ihren Lehnsherren, den Grafen von Hohenberg, folgte auf eine bemerkenswerte Blüte im 13. Jahrhundert der rasante Zerfall innerhalb weniger Generationen. Auch alle ihre Seitenlinien waren bis zum Ende des 15. Jahrhunderts entweder ausgestorben oder zumindest von ihren namensgebenden Burgen Berneck, Hornberg und Fautsburg verschwunden.

Die Quellen zur Bulacher Geschichte aus dem 13. Jahrhundert legen die Lösung für den Flurnamen »Wöllhäuser« nahe. Dieser ist im Zusammenhang mit der Heirat Gertruds, Vögtin von Wöllhausen, mit dem Bulacher Bürger Berthold Schnit-



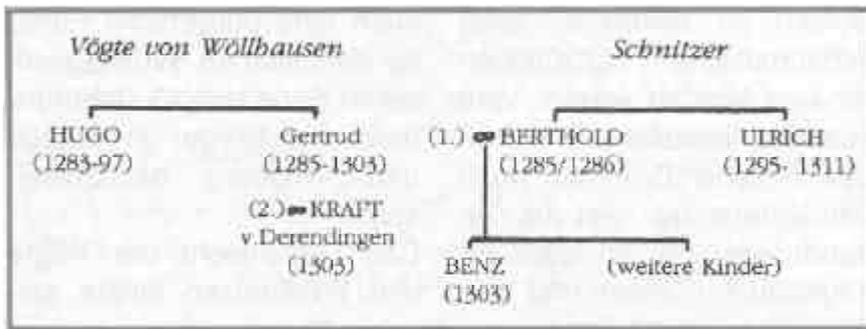
Wappen der Vögte von Wöllhausen und ihrer Seitenlinien

zer zu Ende des 13. Jahrhunderts zu sehen. Demnach könnte die Flur den Grundbesitz der Familie Schnitzer bezeichnen, der etwa mit Hilfe der Mitgift der Gertrud von Wöllhausen gekauft worden ist. Der Namen „Wöllhäuser“ wäre dann also die Erinnerung an die Herkunft der Mittel für den Kauf und gleichzeitig auch an die Hoch-

zeit selbst, die für den Bräutigam Berthold Schnitzer sicherlich mit großem Prestigegewinn verbunden war. Seine Ehefrau war als Angehörige des Niederadels von gesellschaftlich höherer Herkunft, obwohl die Schnitzer durchaus selbst eine vornehme Bulacher Bürgerfamilie waren. Der Name »Wöllhäuser« strahlte so auch immer einen gewissen Glanz aus und stand für die angesehene Verwandtschaft der Schnitzer.

Das Ehepaar Schnitzer/von Wöllhausen ist in den wenigen Quellen der Zeit nur ein einziges Mal gemeinsam nachweisbar. Am 20. Mai 1286 erklärte Gertrud von Wöllhausen ihr Einverständnis zu einem Rechtsgeschäft ihres Bruders Hugo Vogt von Wöllhausen, das dieser im Jahr zuvor mit dem Kloster Reuthin bei Wildberg getätigt hatte. Es handelte sich um den Verkauf von Hugos Gütern in Rohrdorf (bei Nagold) und Gertrud verzichtete in dem Schriftstück auf ihre eigenen (Erb-)Rechte an den genannten Gütern¹⁵. Rechtlich schloß sie damit sich selbst und ihre Erben von weiteren Ansprüchen auf diesen vormaligen Familienbesitz aus. Ihr Gatte Berthold Schnitzer bestätigte die Handlung seiner Ehefrau als Zeuge.

Dieser Bulacher Bürger Bertold Schnitzer ist zuvor in zwei anderen Urkunden nachweisbar: Ein B.(erthold) snitzar war am 1. August 1281¹⁶ Zeuge, als das Kloster Hirsau sein predium¹⁷ Pfrondorf bei Nagold an den Bulacher Vogt Berthold Löthe verkaufte. Er war auch bereits am 18. Dezember 1285¹⁸ Zeuge für seinen Schwager Hugo Vogt von Wöllhausen, als dieser die bewußten Besitzungen in



Stammtafel der Vögte von Wöllhausen

Rohrdorf an das Kloster Reuthin verkaufte. Nach 1286 wird Berthold Schnitzer nicht mehr erwähnt. Dies kann einerseits an der Quellenarmut der Zeit liegen, ist aber vermutlich mit seinem bald danach erfolgten Tod zu erklären. Berthold Schnitzer ist jedenfalls im Jahre 1295, als seine Familie zum nächsten Mal aus dem Dunkel der Geschichte wieder auftaucht, bereits verstorben.

Ab dem Jahre 1295 erscheint ein anderes Mitglied der Familie Schnitzer mit dem Namen Ulrich. Er war der Bruder des oben genannten Berthold und ebenfalls Bulacher Bürger¹⁹. Ulrich trat unter anderem am 9. November 1300 als einer von zwei Zeugen in der bekannten Urkunde des Bulacher Vogtes Friedrich Löthe auf, deren Siegel der älteste Nachweis des Bulacher Stadtwappens ist²⁰. Letztmals erwähnt wird Ulrich Schnitzer als Zeuge für den Ritter Volmar von Haiterbach im Jahre 1311²¹. Die Häufigkeit ihres Auftretens als Zeugen und die Stellung in den jeweiligen Zeugenlisten lassen ihn und die Angehörigen der Familie Schnitzer als herausragend ansehen und zeigen deutlich ihre Stellung als Mitglieder der städtischen Führungsschicht in Bulach in der Zeit um 1300.

Gertrud von Wöllhausen heiratete nach dem Tod ihres ersten Mannes den aus dem Niederadel stammenden hohenbergischen Ministerialen Kraft von Derendingen. Im Jahre 1303 bestand diese zweite Ehe bereits, Gertrud hatte aber noch unmündige Kinder aus der ersten Ehe²². Der älteste Sohn, der nach seinem Vater den Vornamen Benz (Kurzform von Berthold) erhalten hatte, verzichtete am 15. April 1303 auf seine Rechte an dem umfangreichen Besitz in Rohrdorf, den seine Mutter kurz zuvor an das Kloster Kniebis verkauft hatte²³. Damit war auch der Anteil Gertruds an Rohrdorf dem Zugriff der Familie von Wöllhausen und deren Nachkommen entwunden.

Die Familie Schnitzer hat im 13. Jahrhundert die Gescheicke Bulachs offensichtlich mitbestimmt, nach dem frühen 14. Jahrhundert ist sie in der Stadt nicht mehr nachweisbar. Verlässliche Aussagen über das Schicksal der Familie lassen sich aufgrund der geringen Zahl an Nachrichten selbst über die städtischen Oberschichten in unserem Raum nicht machen. Es mag aber auch daran liegen, daß die Schnitzer aus Bulach weggezogen sind. Eine später in der Neuzeit in Neubulach auftauchende gleichnamige Fami-

lie Schnitzer hat wohl nichts mit dem hier beschriebenen mittelalterlichen Bürgergeschlecht zu tun. Die Spur der mittelalterlichen Schnitzer verliert sich fast unauffindbar im Dunkel der Geschichte. Lediglich in Rottweil tauchen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Neubürger namens Schnitzer auf, die dieselben Vornamen bevorzugten wie die Bulacher Schnitzer. Sie könnten also möglicherweise Verwandte dieser Familie sein, vielleicht sogar deren Nachkommen.

Mit der Verwandtschaft der Bulacher Schnitzer mit den niedrigadligen Vögten von Wöllhausen, die im Bereich der Grafschaft Hohenberg eine durchaus angesehene Position hatten, könnte den männlichen Mitgliedern der Familie aber auch der Sprung in den Niederadel offengestanden haben. Vielleicht haben sie tatsächlich versucht, einen solchen Aufstieg durch Waffendienste für den höheren Adel zu erreichen. Ob dies wirklich der Fall war oder nicht, läßt sich nicht entscheiden. Bleibende Spuren haben die Schnitzer jedenfalls keine mehr hinterlassen, nicht in Bulach und auch nicht anderswo²⁴.

In Bulach erinnert der Flurname »Wöllhäuser« nur noch an die vornehme Herkunft der Ehefrau des Berthold Schnitzer; die mittelalterliche Bulacher Bürgerfamilie Schnitzer selbst ist in vollkommene Vergessenheit geraten.

Anmerkungen:

1. Oberamtsbeschreibung Calw (OAB), herausgegeben vom Königlichen statistischen-topographischen Bureau, Stuttgart 1860, Seite 287.
2. OAB Nagold, herausgegeben vom Königlichen statistischen-topographischen Bureau, Stuttgart 1862, Seite 150-155.
3. Zu Wüstungen und abgegangenen Dörfern in unserem Raum vergleiche v.a. D. WEBER, Die Wüstungen in Württemberg, Stuttgart 1925 (Stuttgarter geographische Studien, Reihe A, Heft 4/5).
4. Vergleiche Johannes KLASS, Wildberger Chronik, Wildberg 1987, Seite 201f.
5. Vergleiche OAB Nagold, Seite 164.
6. Die heutige Flurbezeichnung ist »Schlaichdorn«. Das abgegangene Dorf Schlehdorn wurde in Hirsauer Quellen erwähnt (Codex Hirsaugiensis, herausgegeben von E. SCHNEIDER, (Württembergische Geschichtsquellen, herausgegeben vom Königlichen Statistischen Landesamt, Band 1, Stuttgart 1887), folio 45b.). Vgl. hierzu OAB Calw, Seite 295.
7. Codex Hirsaugiensis, fol. 25. Zu »Nagaltbart« und weiteren Wüstungen in der Calwer Umgebung vergleiche Siegfried GREINER, Beiträge zur Geschichte der Grafen von Calw, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte (ZWLG), 25. Jahrgang 1966, Seite 35-58.
8. OAB Calw, Seite 287, siehe oben.
9. Zu der Familie von Wöllhausen und ihren Seitenlinien vergleiche Ludwig SCHMID, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, Tübingen 1862, Seite 578-581. Weiter auch Friedrich GAND, Das verlorene Seelbuch des Klosters Maria-Reuthin, Böblingen 1979, Seite 87f, (dort über die von Vogtsberg Seite 86, von Berneck Seite 24,) und Otto von ALBERTI, Württembergisches Adels- und Wappenbuch Band 1 (A-M), Stuttgart 1889, Seite 14f. Dort, wird die Familie der Vögte von Wöllhausen und ihre Seitenlinien allerdings unter dem Stichwort »von Altensteig« abgehandelt. Dieses Mißverständnis ist auf einen Hugo von Wöllhausen zurückzuführen, der am Ende des 13. Jahrhunderts als Vogt von Altensteig fungierte. Sein Wappen aus dem Jahr 1297 ist beigefügt.
10. Vergleiche die Urkunde vom 1. August 1281, abgedruckt in: Württembergisches Urkundenbuch (WUB) Nr. 3069 und in: Monumenta Hohenbergica (M.H.), Urkundenbuch zur Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg, herausgegeben von Ludwig SCHMID, Tübingen 1862, Nr. 90. Zeuge des getätigten Verkaufs war unter anderem auch ein Rudegerus de welhusen (hier aus nicht von Wöllhausen), er ist in der Reihe der Bürger aufgezählt, die zu Bulach gehören. (Hierzu und zur Bedeutung dieser Urkunde für die Bulacher Geschichte vergleiche: Fritz MUTTERER, Neubulachs frühe Geschichte - Erkenntnisse zur Stadtgründung und zum Übergang an die Grafen von Hohenberg, in: Der Landkreis Calw, Ein Jahrbuch, herausgegeben vom Landkreis Calw, Band 8, 1990, Seite 161-176). Ein walterus de welhusen, auch er kein Angehöriger der Vögte von Wöllhausen, war Bürger in Wildberg und Zeuge, als Hugo Vogt von Wöllhausen am 18. Dezember 1285 Güter in Rohrdorf bei Nagold an das Kloster Reuthin verkaufte.
11. Vergleiche SCHMID, Zollern-Hohenberg, Seite 577 und Gustav HOFFMANN, Kirchenheilige in Württemberg, Stuttgart 1932 (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte Band 32, herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte), Seite 147.
12. Die Familie der Vögte von Wöllhausen hat mit ihrem Besitz im Bereich des ehemaligen Kirchspiels Ebhausen in den Schwarzwald nach Westen expandiert. Die Linien Berneck, Hornberg und Vogtsberg sind in zeitlicher Abfolge mit dem Bau der dortigen Burgen entstanden. Der Name Vogtsberg ist dabei offensichtlich vom Beinamen Vogt von Wöllhausen abgeleitet. Zu Ende des 13. Jahrhunderts wurden die östlichen Besitztümer der Familie (Rohrdorf, Monhardt, Teile von Wöllhausen) abgegeben. Den Verlust Rohrdorfs dokumentieren dabei v.a. die genannten Urkunden Gertruds von Wöllhausen und ihres Bruders Hugo.
13. Vergleiche hierzu zuletzt: Dietmar WAIDELICH, Zur Geschichte des Klosters zu Enzklösterle, in: Der Landkreis Calw, Ein Jahrbuch, herausgegeben vom Landkreis Calw, Band 6, 1988, Seite 45 - 55.

14. WUB Nr. 1046 (= M.H. Nr. 30) am 17. Februar 1308 Rechte in Wart, Gaugenwald und Martinsmoos an den Bulacher Bürger Hermann Under verkaufte. Vergleiche Friedrich GAND, Reuthiner Regesten (RR), Urkundensammlung zu GAND, Maria-Reuthin (maschinenschriftlich Manuscript im Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen) dort RR Nr. 38 (Urkunde im Hauptstaatsarchiv, Bestand A 517, U-449).
15. Die Urkunde wurde in Bulach ausgestellt. Abgedruckt in WUB Nr. 3586 (= M.H. Nr. 109).
16. Abgedruckt in WUB Nr. 3486 (= M.H. Nr. 90).
17. in diesem Fall handelte es sich um den Meierhof in Pfrondorf, an dem die Ortsherrschaft festgemacht war.
18. WUB Nr. 3486 (= M.H. Nr. 106).
19. Am 28. Juli 1295, WUB Nr. 4711 (= M.H. Nr. 152), am 1. Dezember 1295, WUB Nr. 4762 (= M.H. Nr. 155) und am 12. September 1296, WUB Nr. 4900 (= M.H. Nr. 159).
20. Urkunde mit dem ältesten erhaltenen Stadtsiegel, abgedruckt in WUB Nr. 5538 (= M.H. Nr. 187).
21. Abgedruckt in M.H. Nr. 223. Zuvor war er noch Zeuge für Hugo von Berneck, der teste) Sohn Benz (Berthold) ist individuell nachweisbar: siehe unten Anmerkung 23.
22. Am 26. März 1303 verkaufte Gertrud gemeinsam mit ihrem zweiten Mann Kraft von Derendingen den Verkauf ihrer Rechte an Rohrdorf auch für ihre Kinder (abgedruckt in M.H. Nr. 197, Regest in: Württembergische Regesten (WR), herausgegeben vom königlichen Haus- und Staatsarchiv, Stuttgart 1916, Nr. 10921. Über die Gesamtzahl ihrer Kinder, von denen zu diesem Zeitpunkt mehrere noch unmündig waren, ist nichts bekannt. Nur der (älteste) Sohn Benz (Berthold) ist individuell nachweisbar: siehe unten Anmerkung 23.
23. abgedruckt in M.H. Nr. 198 (WR 10922). Zeuge in der Urkunde war unter anderen der Onkel des Ausstellers, Ulrich Schnitzer.
24. Möglicherweise stehen die im Jahre 1322 in einer Urkunde des Klosters Rottenmünster genannten Uli und Benchi, die Schnitzer von Balgheim (bei Rottweil) im Zusammenhang mit den Bulacher Bürgern namens Schnitzer. Die Vornamen würden jedenfalls dafür sprechen; sie entsprechen den beiden Namen, die auch für die Bulacher Schnitzer überliefert sind (Ulrich und Berthold). Dem Alter nach könnten sie Enkel der Gertrud von Wöllhausen sein. Zu den Schlitzer von Balgheim und deren Wappen vergleiche ALBERTI, Wappenbuch Band II (N-Z), Stuttgart 1898-1916, Seite 699.

Gechingen einst - in der schriftlosen Vorzeit.

Am 21.07.95 konnte Gechingen das neue Heimatmuseum »Appeleshof« eröffnen. Es beinhaltet auch eine kleine Sammlung »Vor- und Frühgeschichte« Gechingens. Das grosse Besucherinteresse zu diesem Thema ermutigte mich, nicht nur einen Text zu den Ausstellungsexponaten zu verfassen, sondern auch einen begleitenden Geschichtsüberblick zu erstellen. Damit verbunden ist die herzliche Einladung zum Besuch des Museums »Appeleshof«.

Steinzeit

Der Beginn der Menschheit wird heute von der Wissenschaft auf 2,5 bis 3 Millionen Jahre datiert. In unserer Gegend fanden sich erste menschliche Spuren aus der Zeit vor rund 250.000 Jahren, von der Jagd auf Waldelefanten und Nashörner im Travertingebiet von Bad Cannstatt. Der heutige modern entwickelte Mensch (Homo sapiens) taucht in Europa vor etwa 35.000 Jahren auf. Den Beweis seiner Intelligenz und seiner künstlerischen Begabung hinterließ er zum Beispiel in den großartigen Wandmalereien der 1994 entdeckten Chauvet-Höhle (Ardèche, Frankreich), deren Datierung auf rund 30.000 Jahre gesichert ist. Aus unserer näheren Heimat sind die Elfenbeinfiguren aus Höhlen der Schwäbischen Alb (Vogelherd, Geißenklösterle) weltbekannt, sie entstanden ebenfalls vor etwa 30.000 Jahren.

Nun wissen wir noch aus der Schulzeit, daß diese Menschen mit Steinwerkzeugen hantierten, die ihrer Epoche den Namen gab. Von Geröllsteinen (Hornstein, Feuerstein) wurden Abschläge in der Weise vorgenommen, daß scharfkantige Stücke entstanden, die als Faustkeile, Pfeilspitzen, Messer, Schaber, Bohrer, verwendet werden konnten. Diese Werkzeuge muten uns heute natürlich primitiv an, die damaligen Menschen jedoch als Primitive einzustufen, ist ein Fehlurteil, das leider häufig anzutreffen ist. Man weiß heute, daß sich das Gehirnvolumen des Homo sapiens seit rund 150.000 Jahren auf gleichem Niveau bewegt (mit abnehmender Tendenz).

Auf Gechinger Gemarkung fanden sich Steinwerkzeuge schwerpunktmäßig an zwei Stellen: im Irmtal und im Insental. Beide Stellen befinden sich in Quellbereichen, die sich deshalb als Jagd- und Lagerplätze anboten. Gefunden wurden verschiedenste Messer, Schaber, Bohrer, von denen die ältesten Stücke auf etwa 20.000 Jahre taxiert werden. Die relativ kleinen Steinwerkzeuge wurden damals in handliche Holzteile eingelassen und mit Birkenteer verklebt. So entstand beispielsweise durch mehrere, in einen Holzschaft eingelassene Schneide-Stücke ein effizientes Messer.

Die frühen Steinzeitmenschen waren Nomaden, zumindest

während der Jagd zog man mit dem Wild. Mit dem Ende der letzten Würm-Eiszeit um 10.000 v.Chr. änderten sich die klimatischen Voraussetzungen allmählich so, dass ein Ackerbau und somit eine Sesshaftigkeit möglich wurde.

In unserer Gegend (vor allem in Lößgebieten) wurden die Menschen sesshaft um etwa 5.000 v.Chr. Sie betrieben Ackerbau und Viehzucht. Von der Verzierungen ihrer Töpfereien erhielten Sie die Bezeichnung »Bandkeramiker«. Archäologische Grabungen der letzten Jahre in der näheren Umgebung (Rottenburg, Vaihingen-Ensing, Viesenhäuser Hof und andere) ergaben, dass die Bandkeramiker Langhäuser in Pfostenbauweise mit Wohn-, Schlaf-, Speicherbereich bauten. Aus Grubenverfüllungen konnte nachgewiesen werden, daß damals bereits Einkorn, Emmer, Gerste, Nacktweizen, vermutlich auch Dinkel, sowie Lein, Erbsen und Linsen angebaut wurden. Weitere festgestellte Arten wie Haselnuß, Himbeere, Wald-Erdbeere dürften aus Sammel-Tätigkeit stammen. Im Museum Appeleshof können wir einen Mahlstein aus dieser Zeit zeigen.

Um 2.000 v.Chr. kommt von den Hochkulturen des Orients das Wissen über die Verarbeitung von Bronze (Kupfer + Zinn) in unser Gebiet. Das bedeutet das Ende der »Stein«-Zeit. Der neue Werkstoff Bron-

ze wurde vor allem zur Herstellung von Waffen und Schmuck verwendet. Über Grabbeigaben wurden uns viele Zeugnisse aus dieser ersten Metallzeit überliefert.

Kelten

Erste Berichte über ein Volk mit dem Namen »Kelten« stammen von dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot (485 - 425 v.Chr.). Er schrieb: »Der Istros (Donau), der von den Kelten ... herkommt, fließt mitten durch Europa«. Archäologen und Sprachforscher sind sich einig, daß Mitteleuropa etwa seit der Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v.Chr. sprachlich und ethnisch als keltisch zu gelten hat. Als Kernraum der Kelten gilt der Süden/Südwesten Deutschlands. Sie breiteten sich jedoch im Westen bis Spanien, Frankreich, Irland und England aus. Im Osten bevölkerten sie weite Teile des Balkans.

Bisher sind zwei bedeutende keltische Fürstensitze in unserem Gebiet bekannt:

die Heuneburg (Hundersingen, Kreis Ludwigsburg) und der Hohenasperg. In den Jahren 1978/79 wurde bei Hochdorf (Kreis Ludwigsburg) ein noch unberaubter Grabhügel mit der Grabkammer eines Fürsten vom Hohenasperg ausgegraben (um 530 v.Chr.). Die sensationellen Grabbeigaben zeigen den Reichtum und die Bedeutung der damaligen Keltenfürsten. Durch Luftaufnahmen sind inzwischen noch zehn weitere Grabhügel der Hohenasperger bekannt.

In Gechingen und etlichen Nachbargemeinden haben sich in der Landschaft (vorwiegend

Waldgebieten) viele kleinere keltische Grabhügel erhalten. Auf der Gemarkung Gechingen sind uns derzeit zwei Grabhügelgruppen bekannt: eine Gruppe mit 5 Hügeln an der östlichen Ortsgrenze (zu Dachtel/Deufringen) und eine zweite Gruppe beim Wasserturm. Hier ist noch ein Hügel sehr gut erkennbar, weitere dazugehörige Hügel können nur noch erahnt werden. Von Grabungen ist uns folgendes überliefert:

Keltische Grabungen

1844: Der Gechinger Pfarrer Klinger (1801 - 1862) hat zwei Grabhügel in der Nähe des heutigen Wasserturmes ausgegraben. Er fand Frauenschmuck in Form von 8 Bronze-Hohlringen (Hals-, Arm- und Fußringen), davon 3 mehr oder weniger stark beschädigt. Über Skelettfunde wird nichts berichtet, auch wurden die Hügel nach der Grabung offensichtlich nicht mehr errichtet.

Die 5 unbeschädigten Ringe sind heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart ausgestellt. Für die Ausstellung im Museum Appeleshof wurden hervorragende Replikate angefertigt:

Abbildung 1: Keltische Hals-, Arm- und Fußringe. Fundort: Markung Gechingen beim Wasserturm (württembergisches Landesmuseum Stuttgart)

1 hohler Bronze-Halsring mit Kreis- und Strichverzierung auf der Schauseite (13,5 cm d)

2 hohle Bronze-Armringe (9,7 cm und 6,9 cm d)

2 hohle Bronze-Fußringe (11,0 cm und 10,8 cm d)

1949: Im April dieses Jahres wurde im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege der größte und westlichste Grabhügel der Hügelgruppe beim Dreimarkstein (Markungsbereich Gechingen/Deufringen/Dachtel) untersucht. Es wurde ein Suchgraben quer durch den Hügel angelegt. Gefunden wurden die Reste eines Skelettes und zwei Arm- und zwei Fußringe aus Bronze, diese in schlechtem Zustand. Die Skelettfragmente befinden sich heute im Museum Appeleshof. Der Aufbewahrungsort der Arm- und Fußringe konnte nicht mehr festgestellt werden.

Über die beerdigte Person wissen wir heute einiges:

Eine anthropologische Untersuchung der Skelettfragmente ergab, daß es eine weibliche Person ist, etwa 1,55 m groß, etwa 25 Jahre alt und von zierlicher Gestalt. Sie starb um das Jahr 460 v.Chr., das ergab eine 14C-Analyse.

Durch oxydierte Stellen an den Arm- und Bein Knochen lassen sich einst vorhandene »Bronzeringe eindeutig nachweisen.

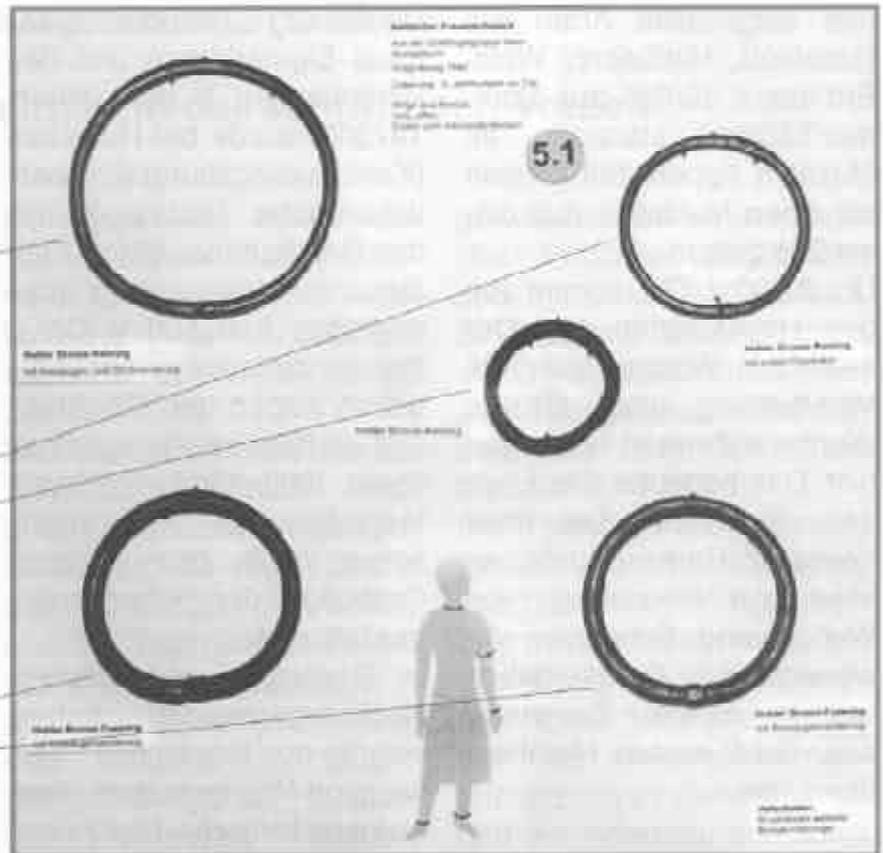
1968: In diesem Jahr betätigte sich eine private Gruppe von Ausgräbern an dem heute noch gut erhaltenen Grabhügel beim Wasserturm. Sie stellten fest, dass bereits vor ihnen gegraben wurde. Es konnten nur noch spärliche Skelettreste geborgen werden. Sie befinden sich heute ebenfalls in der Ausstellung des Museums Appeleshof. Über die anthropologische Untersuchung erfuhren wir, dass die Person mit einiger Sicherheit

Keltische Hals-, Arm- und Fußringe. Fundort: Markung Gechingen beim Wasserturm (württembergisches Landesmuseum Stuttgart)

- Ein hohler Bronze-Halsring mit Kreisaugen- und Strichverzierung auf der Schau-seite - 13,5 cm Ø

- Zwei hohle Bronze-Armringe - 9,7 und 6,9 cm Ø

- Zwei hohle Bronze-Fußringe - 11,0 und 10,8 cm Ø



auch weiblich ist, mit einer Körpergröße zwischen 1,50 und 1,54 m. Sie wurde zwischen 20 und 30 Jahre alt. Die 14C-Altersanalyse besagt, daß sie ebenfalls um das Jahr 460 v.Chr. starb.

Die beiden Skelettfunde und deren Altersdatierung haben für Gechingen in verschiedener Hinsicht Bedeutung. Sie beweisen, daß es um 500 v.Chr. hier eine keltische Bevölkerung gab und daß die verschiedenen Grabhügel auf Gechinger Gemarkung zu diesem Zeitpunkt angelegt wurden.

An dieser Stelle muß allerdings gesagt werden, dass die Kelten im Laufe ihrer tausendjährigen Siedlungszeit verschiedene Begräbnisbräuche praktizierten. Bei den frühen Kelten waren Brandbestattungen in Flachgräbern üblich. Dann kamen die

beschriebenen Grabhügel und ab dem 3.Jahrhundert v.Chr. wurden Friedhöfe mit Körperbestattungen in Flachgräbern angelegt, die nicht so einfach zu entdecken sind. Wir können deshalb davon ausgehen, daß es in Gechingen eine kontinuierliche keltische Besiedelung über Jahrhunderte hinweg gab.

Ich habe auf die vielen kleinen Grabhügel in Nachbargemeinden hingewiesen. Darüber hinaus gibt es aus unserer Nachbarschaft noch äußerst interessante Relikte aus der Keltenezeit: so wurden in Calw-Stammheim, in Kilchberg und in Hirschlanden große Steinfiguren (Grabstelen) gefunden. Von Holzgerlingen stammt ein monumentales Götterbild (alle im württembergischen Landesmuseum Stuttgart).

In die keltische Zeit werden auch Befestigungsanlagen mit Ringwällen gerechnet, in die sich die Menschen (mit Vieh) bei Gefahr zurückziehen konnten. Eine typische Ringwallanlage befindet sich auf dem Rundersberg, in einer Nagoldschleife zwischen Calw und Kentheim. Vermutlich gab es etliche solcher Befestigungsanlagen, deren exponierte Lage viel später, im 11.-12.Jahrhundert n.Chr. dazu führte, daß Burgen auf solche Plätze gebaut wurden (zum Beispiel Hohennagold und Neuenbürg) . Auch beim Gechinger Burg-Gelände ist eine solche Vorgeschichte nicht auszuschließen.

Von der keltischen Sprache haben sich bei uns nur einige Gewässer- und Ortsnamen erhalten, z.B. »Renos« = Rhein, »Nicer« = Neckar, »Nagaltuna« = Nagold. Varianten der kelti-

schen Sprache werden heute noch in der Bretagne und in Irland (Inselkeltisch) gesprochen. Und wenn heutzutage jemand in der Weihnachtszeit seinen Hauseingang mit einem Mistelzweig schmückt, ist ihm wohl kaum bewußt, daß der Mythos um die Mistel aus der keltischen Zeit stammt.

Aus der Keltenzeit stammt auch die Eisenverarbeitung in unserem Lande. Sehr früh, bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. begannen die Kelten, aus Bohnerz Eisen zu schmelzen und daraus Werkzeuge (Sensen, Sichel, Pflüge usw.) und Waffen herzustellen.

Römische Zeit

In den letzten Jahrhunderten v. Chr. begann, wegen Klimaverschlechterungen in ihrer nordischen Heimat, eine Wanderung der Germanen nach Süden und Südwesten. Am Oberrhein und in Süddeutschland vermischten sich bereits germanische Stämme mit den Kelten. Demgegenüber waren die Römer bestrebt, ihr Reich nach Norden auszudehnen. Cäsar eroberte in den Jahren 58 bis 50 v. Chr. ganz Gallien bis zum Rhein. Der Versuch, auch das rechtsrheinische Gebiet zu unterwerfen, scheiterte. Die Römer begannen deshalb, ihr erobertes Gebiet durch den Bau des Limes zu sichern. In mehreren Stufen wurde der Limes nach Norden und Osten vorverlegt, von der Donau, dem Neckar bis zur letzten Stufe, dem obergermanisch/rätischen Limes (um 150 n. Chr.), der einen römisch besetzten Bereich vom Rhein bei Koblenz bis zur Donau bei Regensburg sicherte.

Unser Gebiet gelangte um das Jahr 5 n. Chr. unter römische

Herrschaft. Im ganzen Land wurden Straßen und Gutshöfe gebaut. Auf Gechinger Gemarkung konnten bisher keine Zeugnisse aus dieser Epoche festgestellt werden. Es gibt ein sogenanntes »Römersträßle«, das eine große Strecke entlang der Ortsgrenze zu Stammheim verläuft, aber Stichgrabungen haben uns gezeigt, daß keine Merkmale eines römischen Straßenbaues vorhanden sind. Im Nachbarort Calw-Stammheim wurde 1911 ein großer römischer Gutshof freigelegt. Aber auch in etlichen anderen Nachbarorten, wie Althengstett, Ostelsheim, Simmozheim, Holzbronn, Gültlingen und andere konnten ehemalige römische Hofstellen festgestellt werden. Eine besondere militärische Hinterlassenschaft der Römer ist der berühmte Gesichtshelm aus versilbertem Kupferblech, der in der Nähe von Pfrondorf gefunden wurde (WLM Stuttgart).

Trotz des Limes erfolgte ein lebhafter Handel zwischen den Alamannen jenseits und der Bevölkerung beziehungsweise dem Militär diesseits der Grenze. Es wird berichtet, daß sich viele Germanen/Alamannen als Söldner in den römischen Heeresdienst anwerben ließen. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts war die militärische Präsenz der Römer am Limes stark reduziert, außerdem war Rom durch Machtkämpfe mit sich selbst beschäftigt. Dies nutzten die Alamannen, den Limes wiederholt zu durchbrechen (213, 233 n. Chr.), um schließlich im Jahre 260 n. Chr. das ganze Gebiet zwischen Rhein, Main, Bodensee, Donau und Iller zu erobern. Rom gibt danach den obergermanisch/rätischen Limes auf, die römische Besatzungszeit ist

in diesem Bereich vorüber.

Die Alamannen

Der Fall des Limes im Jahre 260 n. Chr. war die Geburtsstunde von Alamannien. Die lange Wanderung der Alamannen aus dem mittleren Germanien (Elbe) fand ein Ende. Schon vor 300 n. Chr. wurde das Gebiet Alamanniens in den Grenzen zwischen Rhein (Mainz) und Donau/Iller (Günzburg) beschrieben. In die neue Alamannen-Heimat wanderten auch die elbgermanischen Sweben nach und verschmolzen mit den Alamannen. Historiker sind sich einig, daß es sich nicht um einen selbständigen Stamm handelte, sondern um vom Ursprungsland nachgewanderte Jungmannschaften der Alamannen. Der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours sagt im 6. Jahrhundert: »Sweben - das sind Alamannen«.

Die ersten Siedlungen der Alamannen erhielten in den Ortsnamen die Endung »-ingen« (ing = umzäunter Ort). Man kann deshalb davon ausgehen, daß die -ingen-Orte in der Zeit um 300 bis 400 n. Chr. gegründet oder von Alamannen dominiert wurden. Der Name Gechingen stammt also aus dieser frühen Zeit, wobei wir ja gerade hier wissen, daß bereits eine alte keltische Siedlung bestand.

Warum zog es immer wieder Menschen an den Ort, der später den Namen Gechingen erhielt? Ganz sicher spielten die vielen Wasser-Quellen eine wichtige Rolle, bei den Steinzeitmenschen bis zu den Alamannen. Ich bin mir auch ziemlich sicher, daß sich dies im Ortsnamen ausdrückt. Er läßt sich in drei Teilen betrachten:

Ge-ach-ingen. Der Teil »ach« bedeutet Wasser, das 15.000 Jahre alte Urwort hierzu heißt »aha« (daraus wurde Aqua, Ach). Die Vorsilbe »Ge-« deutet auf ein Mehrfaches hin (Berg - Gebirge, Wasser - Gewässer). Und die Nachsilbe »-ingen« haben uns die ersten Alamannen hinterlassen. In schriftlichen Überlieferungen treffen wir die veränderten Spielarten an: »Gaichingen« - »Gächingen« - »Gechingen«.

Die Alamannen hatten also im 3./4. Jahrhundert im Südwesten eine neue Heimat gefunden. Ihre wiederholten Versuche, ihr Siedlungsgebiet auszudehnen, waren erst gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts erfolgreich:

sie gewannen das Elsaß, die nördliche Schweiz und Bayrisch-Schwaben hinzu. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts eroberten die Franken das römische Gallien. Mit den konkurrierenden Alamannen kam es im Jahre 496 zu einer entscheidenden Schlacht bei Zülpich. Der fränkische König Chlodwig I. hatte während dieser Schlacht eine Niederlage zu befürchten und gelobte, bei einem Sieg zum Christentum überzutreten. Die Alamannen wurden geschlagen. Chlodwig und 3.000 Anhänger aus dem Frankenreich ließen sich taufen - ein entscheidender Vorgang für den späteren Verlauf der Geschichte. Um 536 n. Chr. war ganz Alamannien unter fränkischer Oberherrschaft. Die Alamannen wehrten sich wiederholt gegen die Franken. Im Jahre 746 zogen die Franken gegen die aufständischen Alamannen. Auf einem Gerichtstag in Cannstatt sollte über die alamannischen Anführer geurteilt werden. Die erschienenen alamannischen Füh-

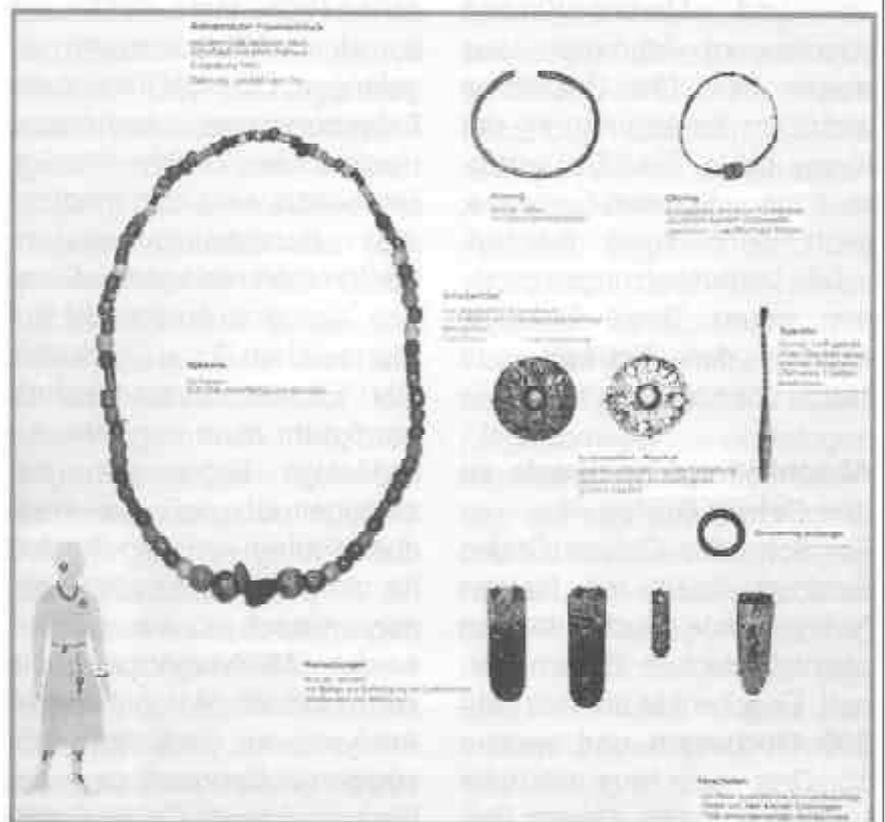
rer und ihre Begleiter wurden jedoch von den Franken heimtückisch niedergemetzelt (»Cannstatter Blutbad«). Das alamannische Herzogtum wurde abgeschafft und die Güter der Aufständischen dem fränkischen Königsgut zugeschlagen. Nach diesem Ereignis waren alle Unabhängigkeits-Hoffnungen der Alamannen zu Ende.

Gechingen war in der Gruppe der ersten Alamannen-Orte. Wie groß der Ort in den ersten Jahrhunderten der Alamannenzeit war, ließ sich noch nicht klären. Es war damals üblich, die Toten in Reihengräbern außerhalb des Ortes zu bestatten. Von der Größe solcher Friedhöfe können Rückschlüsse auf die Einwohnerzahl gezogen werden. Im Nachbarort Stammheim wurde beispielsweise im Jahre 1973 ein Gräberfeld mit 76 Bestattungen ausgegraben, wobei

noch nicht der Gesamtfriedhof erfaßt wurde. Ein solcher Reihengräberfriedhof wurde in Gechingen bisher nicht entdeckt. Wir wissen zwar von einzelnen Gräberfunden, so zum Beispiel vom Angel (1841 = 2 Gräber), dem Käppelesberg (1845 = ? Gräber) und in der Flur Kreuz (1950 = 2 Gräber), es gibt jedoch keine Dokumentationen und vor allem ist deren Altersdatierung vollkommen offen.

Unter dem Einfluß der Kirche wurde es gegen Ende des 7. Jahrhunderts allgemein üblich, die Toten nicht mehr in Reihengräbern außerhalb des Ortes, sondern im »Kirchhof« um die christliche Pfarrkirche zu bestatten.

Im Mai 1953 wurde in Gechingen im Bereich Kirche / altes Schulhaus / altes Rathaus Erd-



Grabbeigaben aus einem in Gechingen gefundenen Alamanengrab

arbeiten für die Kanalisation durchgeführt. Als man auf Überreste von Gebeinen stieß, wurde Professor Paret vom Landesamt für Denkmalpflege hinzugerufen. Unter seiner Leitung wurden Skelett-Teile und umfangreiche Grabbeigaben (alamannischer Frauenschmuck) geborgen. Beides, die Skelettfragmente und die Schmuckteile sind heute im Museum Appeleshof zu sehen.

Das Skelett wurde mit modernsten Methoden untersucht, deshalb wissen wir über diese Person recht viel. Die anthropologische Untersuchung ergab: Die Person ist weiblich (was durch den Schmuck bereits ausgewiesen war), die Körpergrösse ist mit 1,55 m bis 1,60 m anzusetzen, sie starb im Alter zwischen 20 und 25 Jahren, es war eine sehr grazile Person. Eine 14C-Analyse besagt, dass die Alamannin um das Jahr 645 n.Chr. starb.

Besonders interessant für uns ist der vorgefundene Schmuck:

- Eine Halskette mit 82 Glasperlen, mehrfarbig und in verschiedenen Formen, außerdem mit 3 Bernsteinperlen, die wohl unbearbeitet sind.
- Ein Armring aus Bronze, mit Schlangenkopf-Enden
- Ein grosser Ohrring aus Bronzedraht mit einem durch Punktkreise verzierten Würfel (Polyeder).
- Eine Scheibenfibel aus gepreßtem Bronzeblech, mit 8 Nieten auf einer Unterlageplatte befestigt, mit Mittelbuckel, Flechtband- und Perllinien-Verzierung.

- Eine Spachtel aus Bronze, gedrehtem Griff, in der Öse Reste eines eisernen Ringchens

- Ein Bronzering-Anhänger

- Vier Riemenzungen aus Bronze, mit Verzierungen und Nieten zur Befestigung an Lederriemen

Im Fundbericht außerdem aufgeführte Teile eines zweiseitigen Beinkammes, Reste von zwei kleinen Eisenringen, sowie ein Paar kleine quadratische Bronze-Beschläge sind inzwischen verloren gegangen.

Wir würden heute sagen, die junge Frau war »gut bürgerlich«. Das lassen die drei Bernsteinperlen der Halskette und vor allem die Scheibenfibel vermuten. Allgemein üblich waren Bügelfibeln, Scheibenfibeln dagegen etwas besonderes. Andererseits waren keine Gold- oder Silberteile dabei. Von dem üblichen »Gürtelgehänge« mit Amuletten und Toilettenbesteck blieb uns nur der Bronzering und die Bronzespachtel erhalten. Die Riemenzungen gehörten vorwiegend zur Befestigung der Beinkleidung.

Mit dem Frauenskelett wurde ein Teil eines kräftigen Oberschenkel-Knochens geborgen, der zu einem Mann gehört. Wenig entfernt vom Fundort wurden 1983 beim Bau des evangelischen Gemeindehauses ebenfalls Skelett-Teile gefunden. Das beweist, daß sich in diesem Bereich bei der Kirche der erste christliche Friedhof befand. Und aus der genauen Altersdatierung unserer Alamannin kann die Feststellung getroffen werden, daß bereits vor dem Jahre 645 auf der Stelle der heutigen Kirche eine Pfarrkir-

che gestanden haben muß - ein interessanter Hinweis zu der noch wenig erforschten Christianisierung unseres Gebietes.

Die Nachbarorte im Irm-/Aidtal, nämlich Deufringen und Aidlingen sind ebenfalls -ingen-Orte, also Alamannensiedlungen der »ersten Stunde«. Eine besondere Beachtung müssen wir dem nicht weit entfernten Ort Gültlingen widmen. Seit dem Jahre 1862 wurden dort immer wieder Alamannengräber mit reichen Grabfunden entdeckt. Geradezu sensationell war der Fund eines vergoldeten Spangenhelmes, zweier Spaten mit Goldgriff und vieler weiterer wertvoller Gegenstände (WLM Stuttgart). Man kann davon ausgehen, daß Gültlingen ein alamannischer Fürstensitz oder Sitz eines Kleinkönigs war. Gechingen und die weiteren Alamannenorte der Gegend werden wohl zum Bereich der Gültlinger gehört haben.

Die Franken haben natürlich versucht, ihren Einfluß in Alamannien zu sichern. Hier wie auch andernorts besetzten sie einflußreiche Positionen mit ihren Leuten. Das kann schon nach 496 begonnen haben, ganz sicher und konsequent aber nach dem Cannstatter Gerichtstag im Jahre 746 n.Chr.. In unserem Gebiet darf man die Calwer Grafen zu diesen fränkischen Statthaltern rechnen. Seit dem Übertritt des fränkischen Königs Chlodwig I. zum christlichen Glauben (496) wurde die Missionierung von den Franken nicht nur unterstützt, die Kirche wurde sogar zur Bewältigung politischer Aufgaben benutzt. Unsere »Remigius«- und »Martins«-Kirchen (Gechingen) stammen aus dieser Zeit. Die Besetzung wichtiger Funktio-

nen in der Kirche (Äbte, Bischöfe) erfolgte mit Frankengetreuen, auch wenn keine theologischen Voraussetzungen gegeben waren. Diese Strategie sicherte den Franken ihre Macht über Jahrhunderte.

Abschliessend nochmals zu den Calwer Grafen:

Ein Sohn des Calwer Grafen Erlafried (850) mit Namen Noting wurde Bischof in dem oberitalienischen Bistum Vercelli. Er schenkte um das Jahr 830 Gechingen und weitere 15 Orte (teils aus nächster Umgebung) dem Kloster Reichenau. Dies ist die erste urkundliche Nennung des Ortes Gechingen (Heft 1 »Einst und Heute«) und zu-

gleich das Ende der schriftlosen Vorzeit.

Nachtrag zum Thema

»Altersbestimmung mit der »14C-Methode«

Bei der Analyse der drei Museums-Skelette wurde auf die Altersbestimmung mit der 14C-Methode hingewiesen. Gelegentlich wird auch von der Radiocarbon-Datierung gesprochen. Die Methode geht von der Tatsache aus, daß Lebewesen permanent über pflanzliche Nahrung radioaktiven Kohlenstoff (14C) aufnehmen. Nach dem Tod des Lebewesens baut sich dieser Gehalt an 14C langsam, mit einer Halbwertszeit von 5.730 Jahren, ab. Es geht also

darum, den 14C-Verlust einer organischen Probe festzustellen, um zu einer Altersdatierung zu gelangen. Dies hat für uns die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich erledigt. Sie besitzt eine der modernsten Beschleunigermassen-Spektrometer-Anlagen Europas, also eine Anlage, die auf Atomteilchen-Basis arbeitet. Der Einsatz dieser Technik ermöglicht nicht nur sehr zuverlässige Ergebnisse, fast wichtiger ist, daß nur Knochen-Proben im mg-Bereich für die Analyse geopfert werden müssen. Leider gibt es solche Meßvorgänge nicht zum Nulltarif. Wir haben die Analysen nur dank des großzügigen Sponsorings der Kreissparkasse Calw durchführen lassen können.

Kriegsgefangenenschicksale im April 1945 in Nagold.

Vor kurzem traf im Nagolder Stadtarchiv ein Schreiben des heute 67-jährigen pensionierten Amtsrats Lorenz Heinzelmann aus Lipstadt (Westfalen) ein, in dem er seine Erlebnisse und Erfahrungen als damals knapp 17-jähriger Flakhelfer am Kriegsende beschreibt. Er war Anfang 1944 als Schüler des Staatlichen Gymnasiums Hamm (Westfalen) als Luftwafenhelfer eingezogen worden. Nach einer Ausbildung bei der leichten Flak, wobei es nebenher noch Schulunterricht gab, kam er zum Einsatz nach Südwestdeutschland und dabei schließlich nach Nagold. In dem Buch >Das Kriegsende 1945 im Oberen Nagoldtal< wird in mehreren Augenzeugenberichten von diesen jungen Flakhelfern, die meist 17 Jahre alt oder noch jünger waren, berichtet. Durch Luftangriffe sind einige von ihnen (die genaue Zahl läßt sich nicht ermitteln) hier ums Leben gekommen. Ihre Stellungen befanden sich auf den Höhen rings um Nagold: auf dem Lemberg, oberhalb des Viadukts, im >Härle<. Die Erfahrungen dieses jungen Flakhelfers dürften auch heute noch von Interesse sein, zumal er der hiesigen Bevölkerung hohes Lob zollt. Im folgenden der Bericht, soweit er sich auf Nagold bezieht.

Bericht über meine Gefangenschaft in Nagold

»Als die französischen Truppen am 1.4.1945 den Rhein über-

querten, begann der Rückzug. Einige Orte wie Weingarten (bei Karlsruhe), Eutingen, Wurmberg bei Pforzheim und Weil der Stadt sind mir noch in Erinnerung. »Von Herrenberg kam unsere Flakeinheit am 15.4.1945 morgens nach Nagold. Wir schoben unsere 3 Geschütze den Berg oberhalb des Sportplatzes hinauf (Gewann >Härle<), und dann gingen die Geschütze direkt oberhalb des Sportplatzes in Stellung. Auf Befehl mußte ich eine Lageskizze fertigen. Dieses erledigte ich in einem alleinstehenden Haus oben am Berg. Ein Mitschüler und ich waren unserem Zugführer, einem Oberleutnant, zugeteilt und wir quartierten uns in einem größeren Haus an der Hauptstraße unmittelbar hinter dem Sportplatz ein. Jabos (Jagdbomber) überflogen tagsüber, es war ein Sonntag, ständig das Stadtgebiet und ab spätem Nachmittag nahm der Geschützdonner aus Richtung Sportplatzberg immer mehr zu. Am Montag, dem 16.4.1945, flogen vormittags gegen 10 Uhr Jabos einen Angriff mit Bomben und Bordwaffen auf unsere Stellung, die jedoch nicht direkt getroffen wurde. Ein Bombenrichter befand sich auf dem Sportplatz und aus den Dächern gegenüberliegender Häuser qualmte es. Es mag zwischen 18 und 19 Uhr gewesen sein, als mein Klassenkamerad und ich von unserem Oberleutnant den Befehl erhielten, zu den Geschützen zu laufen, um seine Anordnung >Sofort Stel-

lungswechsel ostwärts< weiterzugeben. Ich weiß noch genau, wie mich ein Geschützfürer, ein Unteroffizier, anschrie: >Wo ist denn ostwärts?<, was ich aber ebenso nicht wußte. Unser Oberleutnant fuhr mit einem Motorrad, auf dem er bei der o.a. Befehlsanordnung schon saß, stadtauswärts. Ich habe nie wieder etwas gesehen oder gehört von ihm. Minuten danach ohrenbetäubendes Schießen vom Berg oberhalb des Sportplatzes. Als mir Kugeln über den Kopf jagten, sind mein Kamerad und ich um unser Leben gelaufen (wir hatten keine Waffen bei uns), ich sah ein offenes Fenster - wie ich später erfuhr, war es das Gebäude der Seifenfabrik -, sprang hindurch, nach mir mein Kamerad und ein Soldat. Im Keller, in dem ein älteres Ehepaar saß, wurden wir von französischen Soldaten gefangen genommen. Ein französischer Soldat, der offenbar meine Luftwafenhelfer-Uniform nicht kannte, schrie mich mit vorgehaltener Maschinenpistole wiederholt an: >Du SS!<. Nachdem wir längere Zeit mit erhobenen Händen mit dem Gesicht zur Wand der Fabrik gestanden hatten (hinter uns schießende Panzer), wurden wir mit einem Kettenfahrzeug in das bereits bestehende Gefangenenlager unweit des Krankenhauses gefahren (circa 20.30 Uhr). Es wurden immer neue Gefangene eingeliefert. Die Nacht verbrachte ich unter einem Tisch der in U-Form angebrachten Baracke. Am nächsten

oder übernächsten Tag mußte die gesamte Lagerbelegschaft (cirka 200 Soldaten) nach Altensteig marschieren, an beiden Seiten begleitet von auf Fahrrädern sitzenden (oft sehr stümperhaft) marokkanischen Soldaten, die meist beide Arme bis zu den Ellenbogen voller Armbanduhren hatten. Unterwegs wurden uns von der Zivilbevölkerung Äpfel zugeworfen. In Altensteig wurden wir erneut gefilzt (sprich durchsucht) und ich besaß außer dem, was ich anhatte, nur noch zwei Taschentücher. Den von meiner Mutter mitgegebenen Rosenkranz bekam ich nach Intervention bei einem französischen Offizier zurück. Dem Hörensagen nach war es eine Brauerei, in der wir die Nacht zubrachten. Da nachts einzelne junge Männer herausgeholt wurden und sexuell mißbraucht worden sein sollen, nahmen mich zwei ältere Soldaten schützend in Ihre Mitte. Tags darauf mußte ich in einem Privathaus für die Bewacher spülen. Den silbernen Löffel, den ich damals an mich nahm, besitze ich heute noch. Noch am selben Tag ging es zurück nach Nagold. An der Hinterseite der Lagerbaracke mußten wir ein tiefes Loch ausheben, davor wurde auf 2 Pfählen ein Querbalken befestigt (im Lagerdeutsch = Donnerbalken) und dort mußten wir in aller Öffentlichkeit unsere Notdurft verrichten. Bewacht wurde das Lager von Marokkanern, die sich keine Übergriffe zuschulden kommen ließen. Das Lager war total überbelegt, die Stärke der Belegschaft war infolge der nach Frankreich abgehenden Transporte wechselnd. Auf jedem Strohsack der dreigeschossigen Bettstellen lagen 3 Personen. Kein Wunder, daß ich, der ich mit auf dem ober-

sten Gestell gelegen hatte, eines Morgens auf dem Boden erwachte, an einem Finger eine dicke Blutblase. Von unserer Flakeinheit - cirka 25 Mann - traf ich im Lager einen der drei Geschützführer, einen Wachtmeister wieder. Er berichtete, sie hätten bis zur letzten Patrone auf die cirka 50 Sherman-Panzer geschossen. Dann hätte er mit einer Handgranate das Geschützrohr gesprengt und dann hätte man versucht, sich durchzuschlagen. Über das Schicksal der beiden anderen Geschützbedienungen konnte er keine Auskunft geben. Ob auch andere Truppen Nagold verteidigt haben, ist mir nicht erinnerlich. Unsere Verpflegung im Lager erhielten wir ausschließlich von der Nagolder Zivilbevölkerung, die tagtäglich Nahrungsmittel zum Lager brachte. Ich erinnere mich an eine Frau, die im Haus hinter der Rückseite des Lagers wohnte, die jeden Tag einen Eimer voller Suppe heranschleppte. Sogar Pudding- welche Köstlichkeit damals - wurde abgegeben, aber auch Kleidungsstücke. Ich habe heute noch ein Geduldsspiel (zwei gebogene Teile, die man zusammenfügen muß), das ich damals bekam. Den zuvor angeführten Löffel und dieses Teil sind meine Andenken an die Zeit der Gefangenschaft in Nagold, die mich erinnern an die Hilfs- und Opferbereitschaft der damaligen Nagolder Bevölkerung, die trotz eigener Bedürftigkeit großherzig half. Ich werde stets dankbaren Herzens ihrer gedenken. Während der Zeit bis Ende April 1945 fand einmal ein Gottesdienst im Außenhof des Lagers statt. Viermal ging ein Transport nach Frankreich ab. Da jedes Mal nur eine begrenzte Anzahl Gefangener abtransportiert wurde, gelang es

mir immer, mich zu verstecken. Mein Klassenkamerad dagegen wurde nach Frankreich gebracht und mußte dort ein Jahr unter Tage arbeiten. Offiziere wurden nach kurzer Zeit gesondert gefangengehalten. Dem Hörensagen nach erfolgte ihre Unterbringung in einer Schule. Dort war es verboten, Fenster zu öffnen. Ein Major, den ich im Lager kennengelernt hatte, soll bei einer Zuwiderhandlung erschossen worden sein. Am 1.5.1945 wurden sämtliche Lagerinsassen in Großtransporter verladen und in das Lager nach Sigmaringen gebracht. Als dort zivile Gefangene vor Abtransportierung sämtlicher Gefangener nach Frankreich entlassen werden sollten, habe ich mich als solcher gemeldet und habe mich dann zu Fuß quer durch Deutschland bis nach Hamm teils auf abenteuerliche Weise durchgeschlagen, wo ich am 26.5.1945 - noch 16 Jahre alt - eintraf.«

Bei dem gegen Ende des obigen Berichts erwähnten Major, der als Kriegsgefangener erschossen wurde, handelt es sich um Bruno Quast, dessen Grab sich auf dem militärischen Teil des Nagolder Friedhofs befindet. Hier ist als Todestag der 22. April 1945 angegeben, was jedoch nicht ganz mit dem folgenden Bericht übereinstimmt. Dieser stammt von Herrn Georg Baßler, Kapfenhardt, der Augenzeuge des Vorfalls war. In dem oben erwähnten Buch über das Kriegsende im Nagoldtal wird der Vorfall in einem der Augenzeugenberichte auf Seite 64 kurz erwähnt; er ist im übrigen aber bei der hiesigen Bevölkerung weitgehend unbekannt geblieben, da er sich im militärischen Bereich abgespielt hat. Im folgenden der Bericht

von Georg Baßler mit erläutern- den Abbildungen und Skizzen.

»Am Montag, 16.04.1945 gegen Mittag, besetzten französische Truppen die Stadt Nagold. In den nächsten Tagen wurden deutsche Kriegsgefangene zunächst in der »weißen Schule« untergebracht, außer Angehörigen der Wehrmacht auch Teile des Volkssturmbataillons Nagold unter Leitung von Kon- sul Gustav Strohm.

Am Morgen des 21.04. hielten sich zwei Männer im ersten Stock der Schule in der Nähe eines Fensters auf. Einer von Ihnen, Major Bruno Quast aus Koblenz, putzte seine Schuhe. Plötzlich fiel er um, und wie sich herausstellte, war er tot. Man stellte einen Durchschuß am Kopffest. Am nächsten Tag wurde er auf dem Nagolder Fried- hof beerdigt.

Der französische Ortskomman- dant ließ erklären, Major Quast sei von einem Mann seiner ei- genen Truppe erschossen wor- den.

Ich selbst war im Nebenraum auf der Nordseite des Hauses untergebracht. So machte ich mir Gedanken darüber, woher der Schuß gekommen sein konn- te. Das Fenster war jetzt ge- schlossen, trotzdem konnte man das gegenüberliegende Haus sehen, es war die sogenannte »Rote Schule«. Ich bewegte mich entlang der innenliegen- den Wand derart, daß ich die Fenster gegenüber im Auge be- halten konnte.

Schließlich stand ich vor einem dunkel gebeizten Bücher- schrank. Die Kugel konnte also nach einem Durchschuß den Schrank getroffen haben. Tat- sächlich entdeckte ich ein Loch

am Türschloß. Dann entfernte ich das Schloß.

Die Kugel, etwa Kaliber 6,5 mm, lag zwischen Vorder- und Hinterblech nahe bei der Zuhäl- tung. Damit war fürs erste er- wiesen, daß der Schütze gegen- über etwas oberhalb unserer Etage gestanden sein mußte, als er den Schuß abgab.

Weil zu dieser Zeit keine Waf- fen mehr in deutscher Hand waren, muß wohl ein Angehö- riger der Besatzungsmacht den Schuß abgegeben haben.

Weitere Auskünfte von den Be- hörden in Koblenz waren bis heute nicht zu erreichen.«

Nach Auskunft einer Nachbarin befanden sich vom 16. - 21. April 1945 französische Sol- daten im »Roten Schulhaus«, sodaß erwiesen sein dürfte, daß der Schuß von einem von ihnen abgefeuert wurde.

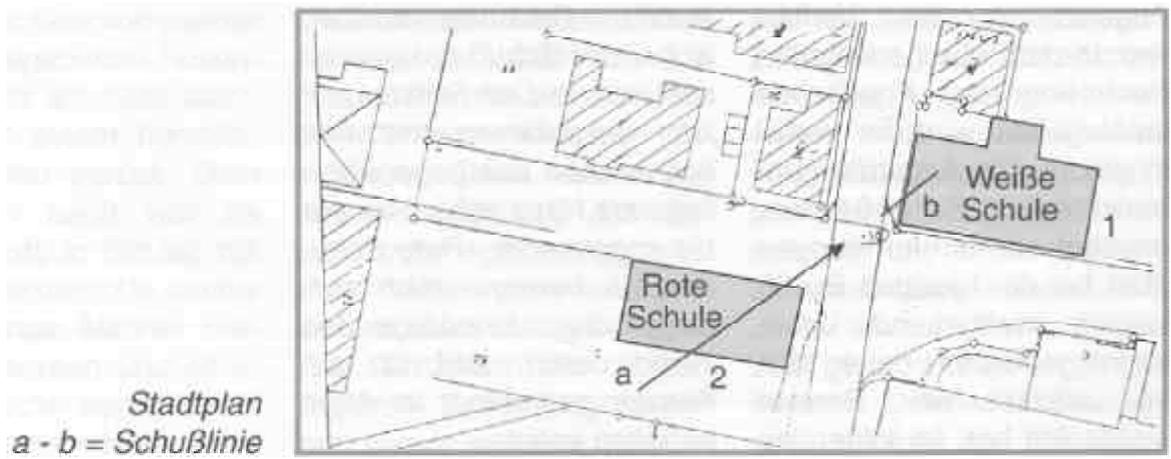
Die »Weiße Schule«,
etwa vom 18. bis 22. April 1945
Sammelstelle für
deutsche Kriegsgefangene.
Pfeil: Unterkunft der Offiziere,
unter anderem von Major Bruno Quast





die »Rote Schule«
Pfeil: Standort des Schützen

Luftbild, oben links die Schulen:



Stadtplan
a - b = Schußlinie

Die Rohrdorfer Armut im letzten Jahrhundert und die Entstehung von Fabriken

Aus vielen Beispielen in den zahlreich erhaltenen Akten erfahren wir, wie arm ein Teil der Rohrdorfer Bevölkerung im 19. Jahrhundert gewesen sein muß. Mißernten verursachten Hungersnöte, die noch schlecht bearbeiteten und mangelhaft gedüngten Äcker und Wiesen gaben zu wenig her, um kinderreiche Familien zu ernähren. Das aufkommende Industriezeitalter brachte statt Wohlstand zunächst erst recht bittere Armut, denn die Löhne waren bei ungesunden Arbeitsverhältnissen trotz langer Arbeitszeit sehr niedrig. Oft war die in einem arbeitsreichen Leben angesammelte Habe so gering, daß es sich nicht lohnte, sie beim Todesfall festzustellen. In diesen Fällen wurde das Armutszugnis ausgestellt, ein Begriff, der heute noch vorhanden ist, allerdings in abgewandeltem Sinne.

Da wundert es nicht, daß die Mär vom gelobten Land mit seinen vielen Möglichkeiten und von den fruchtbaren Böden in Rußland in Rohrdorf die Runde machte und bei vielen den Entschluß reifen ließ, dem Elend der alten Heimat zu entinnen und auszuwandern. Einer erhielt die Chance, sich in Amerika zum Pastor ausbilden zu lassen und hinterließ ein 45 Seiten starkes Manuskript. In seiner »*The History of my life*« beschreibt er seine harte Kindheit und Lehrzeit als Schuhmacher in der Johannitergemeinde. Im Jahre 1880 kam das Scrip-

tum dem Chronisten der Gemeinde, Emil Bürkle, durch Besucher aus Amerika in die Hände.

Ein Ausschnitt aus diesen Lebenserinnerungen belegt dies eindrücklich:

»Ich, Joseph Hermann Reichert bin 1865 zu Rohrdorf geboren, Amt Nagold, Württemberg, Deutschland. Meine Mutter starb schon 1866. Wir waren drei Geschwister.

Mit vierzehn Jahren kam ich in die Lehre bei einem Schuhmacher. Mein Vater mußte zweihundert Mark Lehrgeld bezahlen. Ich mußte sehr hart arbeiten, von sechs Uhr in der Frühe bis 9 Uhr abends und oft auch bis Mitternacht. Schlimm war es samstags, da Stiefel und Schuhe fertig sein mußten, bis am Sonntag um 9.30 der Gottesdienst begann. Bei der Ablieferung erhielt ich meist ein kleines Trinkgeld, das ich mir so zusammensparte, daß ich eigenes Werkzeug kaufen konnte. Mein Meister hatte etliche Äcker und Wiesen wie all die kleinen Bauern und oft mußte ich bei der Ernte mitarbeiten, was ich ja von zu Hause gewöhnt war, wo wir schon mit 7 Jahren tüchtig mithelfen mußten. — Nach meiner Lehrzeit bekam ich einige Mark Lohn in der Woche. Neben Essen und Logis bekam ich aber doch mehr als andere, weil der Meister meine gute Arbeit auch belohnte. Das Es-

sen beim Meister war nicht viel und auch nicht gut, weil er eine große Familie hatte und viele Mäuler zu füttern waren.«

Joseph ist es aber noch verhältnismäßig gut gegangen, andere hatten es schwerer. Lange Arbeitszeit, geringer Lohn, weder Urlaub noch Krankengeld, dazu eine miserable Schlafkammer und mangelhafte Ernährung, das war die »gute, alte Zeit«.

Joseph Hermann Reichert schreibt dann weiter, wie der Pfarrer ihm vorschlug, Lehrer zu werden und wie er dann wunderbarerweise auch einen Ausbildungsplatz bekam. Da erhielt er zufällig ein Angebot, sich in Übersee als Pastor ausbilden zu lassen. So kam er in die Vereinigten Staaten.

Der Auswanderer muß ein fixer Junge gewesen sein, begabt, rege und gewandt. Er machte in der Neuen Welt sein Glück. Viele Menschen verließen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Rohrdorf, um dem Elend und der Chancenlosigkeit in ihrer Gemeinde zu entrinnen.

Wie aber ging es den Daheimgebliebenen?

In einem Gemeinderatsprotokoll von 1880 lesen wir: »50 Bürger bitten, daß die Schafweidenverpachtung aufgegeben werden soll wegen vielfältigem Schaden. Aber die Gemeinde kann auf die Pachteinnahmen

nicht verzichten.

Zum Jahresanfang gibt es strengen Frost. Arme Leute haben kein Brennholz mehr. (Ob die Gemeinde helfen konnte, wird nicht berichtet).

Mitte Juli ist die Gemeindegasse leer. Der erneuerte Staufengang kostet 500 M. Man will 600 M aufnehmen. Das Oberamt versagt jedoch die Genehmigung mit der Maßgabe, man solle die Steuern zuerst erhöhen.«

An anderer Stelle wird von zwei armen Rohrdorfer Kindern berichtet, die in einer nahen Gängemeinde Fallobst aufgelesen haben. Sie wurden auf dem Platz vor dem Rathaus hart gezüchtigt. Der Konvent hatte dies verfügt, obwohl er wissen mußte, daß die Not die Ursache für den Mundraub war.



Bettelsuppenausgabe

d'Bettelsupp

Bettelsupp, des Bettelesse,
Arm ond Krank isch net vergesse.
D'Wittfrau kommt mit ihre Kender,
kriagt a heisse Supp em Wenter.

Gott's Erbarme isch de Schlüssel,
kommet no mit eurer Schüssel.
Hungerleider, Bettelma,
wer nex hot ond nemme ka,
der soll doch net ganz verderbe,
Schand wär's, müest oins Hungers sterbe.

Ond wer stolz drhoim will bleibe,
den tuet doch der Hunger treibe.
Erbse, Braupe, dütre Bohne,
a paar Händ voll, soll sich lohne.
ond Kartoffle, au no's Bäschnipfel,
's isch so bloß für arme Zipfel,
doch alloi des wär doch Krampf,
gab a ganz erbärmlichs Gestampf.

Also Wasser, zemlich wässre,
des tuet's Nutsche bloß verbessere,
Wiviel Leut do drausse hocket,
wo dia denne Süpple locket!
Tuet mer nomol Wasser nei
ond rüht kräftlich hentedrei.

Rumford-Supp so heißt se später,
Rumford war der Segenstätter,
hot mit Supp für Arme gsorgt,
von dem isch dr Name borgt.

»Mueter«, sait a Kend von heut,
»schmeckt des dene arme Leut?
So a Supp ka net viel tauge,
uf dr onstre schwemmet Auge.«
D'Mueter sait, des sei koi Wender,
Hunger der treib alles nonter.

»Mueter, d'Oma hot verzählt,
sie hält au schau Hunger quält.
Noch am Kriag do hätt se gwist,
wia dr Hunger naht ond frist.
Sie hätt's selber au erlebt,
hätt sich oft am Gländer ghebt,
manchmol kriagt an schwarze Ma,
Brot bloß für an hohle Zab'.«

»Hundertfufzich Jahr isch's her,
ach wie war do d'Beidkatz leer,
bettelarm dia alte Leut,
manche, dia hot's Lebe greut.«

»Mueter, des isch aber arg,
d'Oma geit mer oft a Mark,

wo se aus am Täsche jagt.
Gent dort d'Leut koi Rente kriagt?«

»Was denksch du, des gab's dort net,
hättet d'Leut net Render ghet,
hätt die Supp vom Schloß nei glangt,
jedes war am Kessel ghangt.«

»Hätt mer halt bis glangt hätt, gewässert,
ond des Rutsche nomol bessert.«

»Lach mer net, es d'Supp, denk dra,
daf manchs Rend nex esse ka,
Dei Bettelsupp isch dick ond stark,
wo anderscht isch dr Hunger arg.
So arg, daf manches jetzt grad stirbt,
wo bei ons so viel Sach verdirbt.«

Es gab auch existenzbedrohende Armut. Die Gemeinde mußte zusammen mit der Kirche versuchen, die schlimmste Not zu lindern. Im Alten Bau, der 1430 zu einem Schloß erweitert wurde und hinter dem neuen, als Rathaus dienendem großen Gebäude lag, wurde jeden Tag Suppe gekocht. Die erste und wichtigste Aufgabe des Ordens, für die Kranken, Armen und Elenden zu sorgen, wurde hier von seinen säkularisierten Nachfahren, dem nun württembergischen Bürgermeister und seinen Räten übernommen. In dem zur Einweihung erschienenen Buch »Das historische Rathaus der Gemeinde Rohrdorf« hat der Verfasser dieses Beitrags es so beschrieben:

Diese Bettelsuppe oder Rumford'sche Suppe könnte auch heute noch nach folgendem Rezept für vier Personen gekocht werden.

Zutaten

- 150 g halbe Erbsen als Hülsenfrucht (über Nacht einwei-

chen) Brühe aus Knochen (darin Erbsen kochen)

- 50 g Kochgerste

- 2 große Kartoffeln in Würfeln (beides mitkochen)

- 1/2 Wecken in Würfeln (kurz zerkochen)

- 1 Teelöffel Mehl mit Wasser (kalt einrühren zum Binden)

Sie wurde an den Festtagen der Gemeinde im Johanniterbau nachgekocht und an die Bevölkerung ausgegeben. Früher war sie, je nach Andrang, mit viel Wasser gestreckt worden und hatte dadurch an Nährwert verloren.

Die Armut der ganzen Gemeinde zeigt ein weiteres Beispiel. Wenn ein Vagabund in der Gemeinde aufgegriffen wurde, der halb verhungert, oder krank war, so versuchte die Obrigkeit, ihn in die Nachbargemeinde abzuschieben, damit sie für den armen Kerl nicht sorgen mußte.

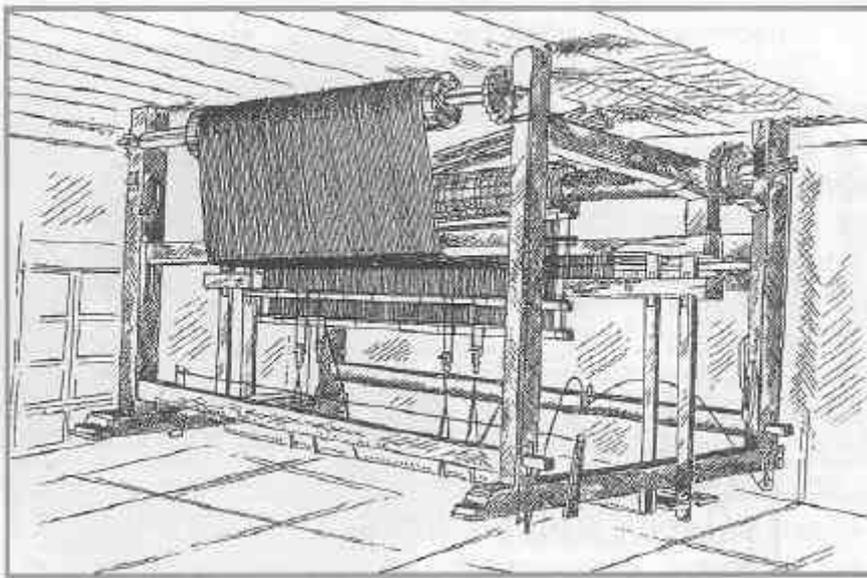
Das 19. Jahrhundert - Beginn der Industrialisierung

Verarmung großer Bevölkerungsteile und aufkommende Industrialisierung gingen Hand in Hand. Dies war auch in Rohrdorf der Fall. Die Landwirtschaft konnte die zunehmende Zahl der Einwohner nicht mehr ernähren. Schon sehr früh entwickelte sich im Ort das Tuch- und Zeugmacherhandwerk. In Rohrdorf sind »Tucher« und ihre Gesellen, die »Knappen« schon um 1560 erwähnt. In den großen Stuben der Häuser standen einst die Webstühle, bis dann im letzten Jahrhundert die Arbeit in Fabriken begann.

Im Gasthaus »zum Ochsen« befand sich die Zunftstube. An der Wand war folgender Spruch zu lesen:

»Vivat, es lebe die löbliche Tuchmacher-, Tuchscheerer- und Zeugmacherzunft!«

Die Tuchmacher verarbeiteten kurze, gestrichene oder kardätschte Wolle und woben auf



Ein Webstuhl, wie er einst in vielen Rohrdorfer Häusern stand.

breiten Webstühlen. Die fertigen Tuche wurden vom Tuchscherer gewalkt und ausgerüstet und dann auf Messen und Märkten verkauft.

Die Zeugmacher dagegen, deren Gewerbe als eine Vervollkommnung der Kunst der Tuchmacher anzusehen war, verarbeiteten gekämmte, feine und lange Wolle auf schmalen Stühlen. Ihr Erzeugnis war »geküp-
pert« oder mit Bild und oft ein Kunstwerk. Das Zeug aus Wolle war glatt und schmal mit wenig oder gar keiner Walke und setzte feinere Spinnerei und Weberei voraus. Walken nannte man das Stoßen, Stauchen und Pressen feuchtwarmer Wolle in den Walkmühlen. Dadurch verfilzten die Stoffe. In Rohrdorf waren beide Gewerbe vertreten, sowohl die Tuch- als auch die Zeugmacher.

Bekannt wurde, daß im Jahre 1677 eine Walke als komturisches Erblehen 120 Jahre lang in den Händen einer Schönfärber- und Kaufmannsfamilie war. Durch die Verbindungen

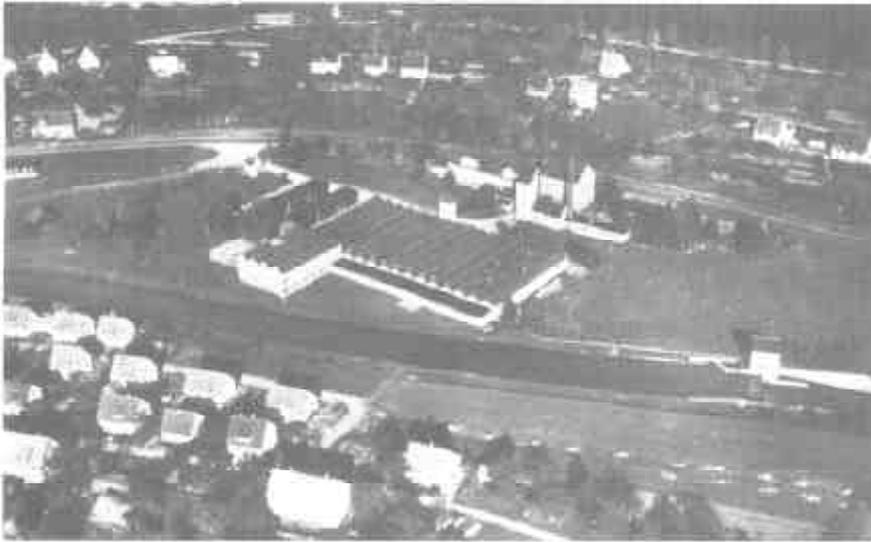
der Johanniter wurden Handelsbeziehungen geöffnet und Absatzmärkte gefunden. Die starren Ordnungen der Zünfte waren allerdings einer gesunden Entwicklung nicht dienlich, denn sie hemmten die Anpassung an die Marktverhältnisse. Wo diese Anpassung fehlte, war Verarmung die Folge, besonders in Württemberg, wo es keine staatliche Hilfe oder Förderung gab.

1810 erfolgte die Vereinigung der Tuchmacher- und Zeugmacherzünfte. Das war auch in Rohrdorf ein großer Fortschritt. Etwa 20 Meister arbeiteten selbständig und fertigten Ratins, Friese, Loden, Biber, feinflächige Flanelle und Beuteltuche an, die zu guten Preisen auf Messen ihre Käufer fanden. 1835 wurde in Stuttgart eine Tuchmesse eröffnet, die Hilfe im starken Wettbewerb mit der ausländischen Konkurrenz brachte. Die Flanelle aus dem Schwarzwald konnten mit den berühmten englischen Tuchen konkurrieren. Auf der ersten Stuttgarter Tuchmesse war Rohrdorf mit zehn Ausstellern vertreten.

Die Tuchfabrik Koch & Reichert bestand von 1872 - 1917. Neben den Familien Koch und Reichert waren auch noch die Namen Calmbach und Seeger vertreten. Auch die Familie Gauß spielte in der Tuchfabrikation eine entscheidende Rolle. Bis in die jüngste Zeit hinein war ein Sproß dieser Tuchmacherdynastie als Direktor im »Kämmerle« tätig. So nannte man die große Fabrik an der



Die Fabrik am Ende des 19. Jahrhunderts.



Das »Kämmerle« im 20. Jahrhundert.

Nagold. Durch Heirat und die dadurch erfolgte Verschwägerung wurden die Rohrdorfer Firmen vereinigt. Es entstand die Schwarzwälder Tuchfabrik Rohrdorf AG. Die bisherigen Geschäftsführer Eugen Koch und Albert Gauß wurden als Direktoren bestellt. Nach dem Tode des ersteren 1928 wurde Albert Gauß alleiniger Vorstand der Gesellschaft.

Im Jahre 1937 konnte das »Kämmerle« sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Es waren beschäftigt:

- 104 Arbeiter
- 84 Arbeiterinnen
- 17 kaufmännische und technische Angestellte

Damit hatten 205 Männer und Frauen Arbeit und konnten ihre Familien ernähren. Hinzu kam, daß die Fabrikherren sozial eingestellt waren. Sie gründeten die Krankenkasse der Fabrikarbeiter in Rohrdorf. Mit geringen Beiträgen konnten ihren damals durchweg in Rohrdorf und Ebhausen ansässigen Mitgliedern ansehnliche Leistungen gewährt werden. Neben den 90 Rohrdorfern arbeiteten auch 66

Personen aus Ebhausen im »Kämmerle«. Wenn in Ebhausen ein Kind getauft worden war, so erzählt man sich, wurde nach dem Kirchgang mit Blick auf Rohrdorf zu ihm gesagt: »Guck, do onte muesch amol dei Geld verdeane!«

Nach der Währungsreform ging es mit der Schwarzwälder Tuchfabrik noch einmal aufwärts. Doch dann entspann sich in den Sechziger Jahren ein immer stärkerer Konkurrenzkampf innerhalb der EWG. Rohrdorf wurde von der Deckenfabrik in Calw übernommen, mußte dann aber vor kurzer Zeit ganz aufgegeben werden. Nur noch wenige Arbeiter waren zu diesem Zeitpunkt im Kämmerle beschäftigt. Die Gebäude sind zum größten Teil abgebrochen worden und jetzt erst sieht mancher zugezogene Einwohner mit Staunen, was für ein großes Areal hier den Tuch- und Zeugmachern zur Verfügung gestanden hat. Wehmütig schauen die Älteren auf den nun leeren Platz, auf dem soviel unternehmerischer Geist, soviel Handwerkskunst, soviel Fleiß Rohrdorfs Namen hinausgetragen

hat, weit über die Grenzen unseres Heimatlandes hinweg.

Aber die Zukunft hat schon begonnen. Neue Gewerbe siedeln sich dort an oder sind dazu aufgerufen, die vorhandene Infrastruktur zu nutzen.

Doch nicht nur die Schwarzwälder Tuchfabrik gibt Kunde von der Kreativität und dem fortschrittlichen Denken in der Johannitergemeinde. Die Weiß- und Rotgerbereien hatten ihren festen Platz und entwickelten sich zu achtbaren, leistungsfähigen Betrieben. Vieh und reichlich Wild in den Wäldern lieferten die Felle, Fichten und Eichen mit ihren Rinden und Früchten die Gerbstoffe. Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts wurden allein diese pflanzlichen Mittel für die Lederherstellung benützt, dann wurden jedoch immer mehr Chemikalien verwendet. Aus den sogenannten Rotgerbereien wurden Weißgerbereien. Zwei dieser Familienbetriebe, die einst im Nagoldtal von Altensteig bis Calw in großer Zahl zu finden waren, gibt es heute noch in Rohrdorf. Ein dritter hat erst vor kurzem mit der Produktion aufgehört, aus einem weiteren ursprünglich ebenfalls kleinen Unternehmen ist eine große Lederbekleidungsfabrik entstanden.

Gerber bei ihrer nassen Arbeit

Daß es hier auch einmal eine Zündholzfabrik gab, ist den wenigsten Einheimischen bekannt. Schon im Jahre 1842 versuchte ein Rohrdorfer vergeblich, die Herstellung aufzunehmen. Später gelang dies dann einem Mann namens Walz, der diese Kunst als Handwerksgehilfe irgendwo gelernt hatte.

»Congrev'sche« Streichhölzer nannte er, was er in einer einfachen »Fabrik« herstellte. Das Gebäude war 3,5 m breit und 3 m hoch. In einer Hälfte des Innenraums war das »Laboratorium«, ein Kessel über einer Feuerstelle und darüber ein offener Kamin. Es ist wohl ein recht ungesundes Arbeiten gewesen, zu dem sicher auch Kinder her-

angezogen worden sind. Es ist überliefert, daß das Obst aus dem Garten, in dessen Nähe die Schwefelgrube lag, den Geschmack von diesem Rohstoff für die Hölzchenherstellung angenommen hat.

Ein Franz Xaver Bareis betrieb eine zweite »Fabrik« dieser Art auf den Riedwiesen.

So hat Rohrdorf nicht nur eine reiche Vergangenheit als Komturei der Johanniter, sondern war im Kreis eine der Gemeinden, in der die Industrialisierung im 19. Jahrhundert begonnen hat.



Zündholz »fabrik« in der Wörthgasse beim heutigen Friedhof.

Quellen:

Veröffentlichungen des Chronisten Emil Bürkle im Bürgerblatt der Gemeinde Rohrdorf

Bildband der Gemeinde Rohrdorf (herausgegeben zur 700 Jahrfeier 1985 mit Bildern, die von Rohrdorfer Bürgern zur Verfügung gestellt wurden)

Festbuch »Das historische Rathaus der Gemeinde Rohrdorf« (herausgegeben anlässlich der Einweihung des Rathauses 1991)

Jubiläumsschrift der Schwarzwälder Tuchfabrik A.G. (herausgegeben zum hundertjährigen Bestehen 1837 - 1937)

Jürgen Rauser

Buchbesprechung:

Zwei informative Bücher auch für unsere Geschichtsfreunde!

Zu den Bildbänden, die einen Menschen der mittleren und älteren Generation am meisten beeindrucken können, gehören zweifellos Eugen Sauter »Schwäbisches Dorfleben« und »Kindheit auf dem Lande« - je in den fünfziger Jahren in frühen Farbfotografien erfasst. Jeder unvoreingenommene Betrachter wird die »Faszination der Ursprünglichkeit« verspüren, die ihn aus diesen Bildern der bäuerlichen Lebenswelt vor vierzig Jahren anrührt. In einem Albdorf aufgenommen, könnten die Aufnahmen genauso gut aus einem Schwarzwaldort jener Zeit stammen; da sie nicht in dieser Dichte, in solchem Umfang vorliegen, sollte man zu diesen Dokumentationen eines Doffschullehrers greifen, der eine Epoche im Wandel von gewachsener »Ländlichkeit« zur »Verstädterung« unbestechlich festgehalten hat.

Im ersten Band ist das Dorfleben auf ungeteerten Straßen, mit Zugtieren statt Maschinen,

den ersten (und einzigen) Autos von Arzt und Dorfhebamme, die Feld- und Hofarbeit, überhaupt die Handarbeit vom Holzmachen bis zum Brotbacken festgehalten, jeweils sachkundig kommentiert vom Verfasser.

Der zweite Band beschäftigt sich mit der Kindheit auf dem Land vor fünfzig Jahren. Hier sind so ziemlich alle Lebensbereiche festgehalten, von der Geburt (daheim!) über den Kindergarten und die Volksschule im Heimatdorf; es wird die Mithilfe der Jugend in vielerlei Lebensbereichen (welcher Kontrast zur verwöhnten Wohlstandsjugend von heute) gezeigt, aber auch das dörfliche Festtreiben vom Winteraustreiben bis zum Weihnachtsanklopfen fehlt nicht - Bräuche, die auch im Schwarzwald zuhause sind.-

Beide Bücher im Großformat seien dem Geschichtsfreund warm ans Herz gelegt, eben als

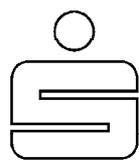
Anschauungsmaterial, als Dokumentation einer in ihrer Einfachheit, sei's bekannt, besseren Zeit, die durchaus bewährte Werte wieder in Erinnerung zu bringen vermag.

Die bibliographischen Daten dieser - überdies - preiswerten Bände:

1. Eugen Sauter,
»Schwäbisches Dorfleben in den 50er Jahren«,
64 Seiten mit zahlreichen Farbfotos, DM 29,80 DM,
ISBN 3-86134-277-4

2. Eugen Sauter,
»Kindheit auf dem Lande in den 50er Jahren«,
64 Seiten mit zahlreichen Farbfotos, DM 29,80 DM,
ISBN 3-86134-283-9

Jedes Mitglied kann diese Bände beim Buchhandel bestellen und sie auch zuvor in der Geschäftsstelle des Kreisgeschichtsvereins, im Kreisarchiv (Landratsamt) einsehen.



Mit freundlicher Unterstützung der Kreissparkasse Calw